

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 125 (1980)
Heft: 5: "Schulpraxis" : die ersten Glaubensboten : Bernische Klöster 1

Sonderheft: "Schulpraxis" : die ersten Glaubensboten : Bernische Klöster 1

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

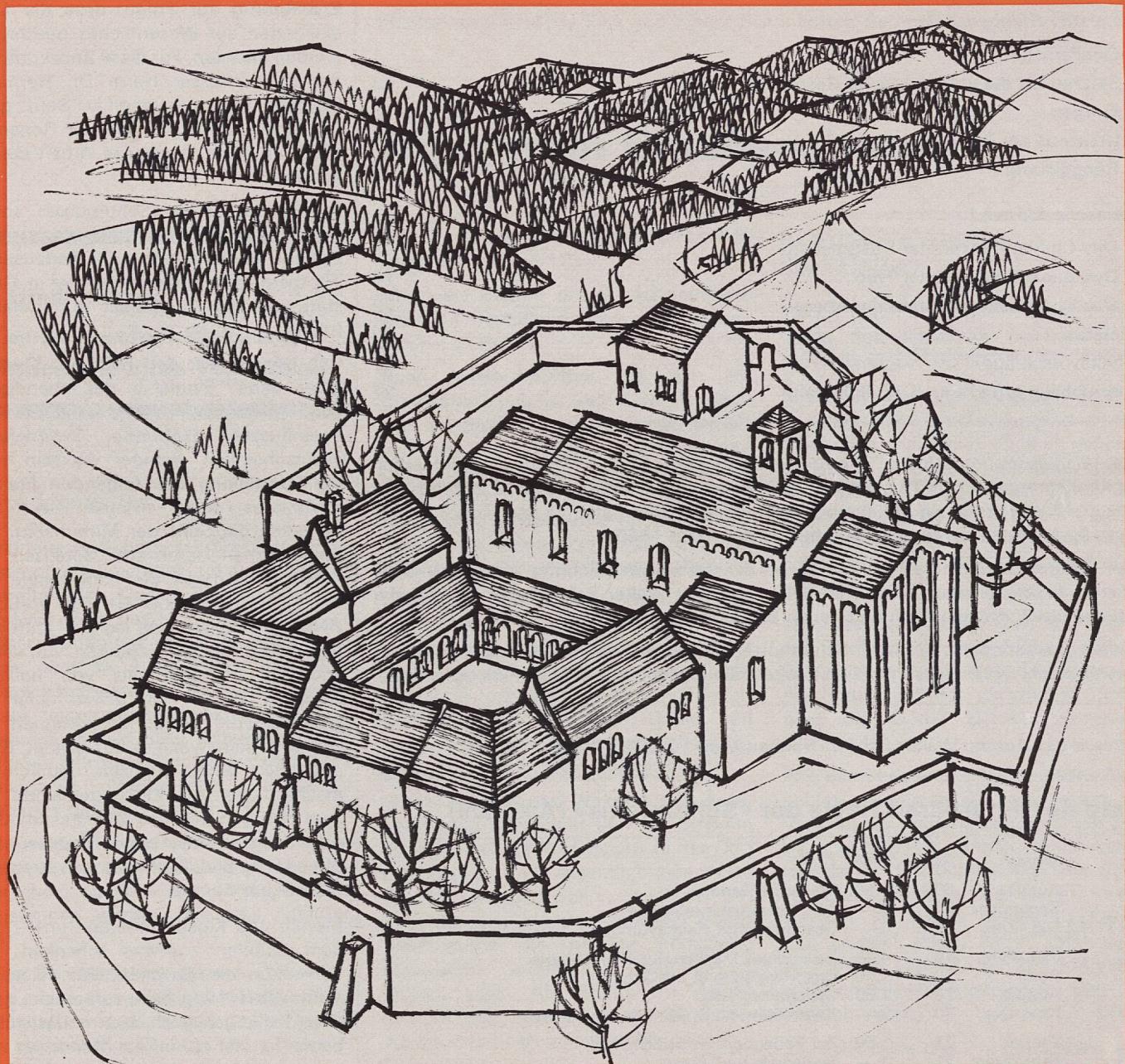
1170 Lehrerzeitung

Schweizerische

Zeitschrift für Bildung, Erziehung, Unterricht · Organ des Schweizerischen Lehrervereins

Sonderausgabe «Schulpraxis» · Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins

SLZ 5, 31.1.80



**Die ersten Glaubensboten
Bernische Klöster 1**

Schulpraxis / Schweizerische Lehrerzeitung — Nr. 5

Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins

31. Januar 1980

Die «Schulpraxis» wird laufend im Pädagogischen Jahresbericht (Verlag für Pädagogische Dokumentation Duisburg) bibliographisch nachgewiesen.

Redaktion des «Schulpraxis»-Teils: H. R. Egli, 3074 Muri BE

Druck und Spedition: Eicher & Co, 3001 Bern

Walter Schütz:

Die ersten Glaubensboten / Bernische Klöster 1

Die ersten Glaubensboten

1. Quellenlage	1
2. Skizzen für die unterrichtliche Gestaltung	3
Einigen	3
Ursizinus am Bielersee	5
Rüeggisberg	7

Bernische Klöster 1

A. Das Cluniazenserpriorat Rüeggisberg	9
B. Das Benediktinerkloster Trub	16
C. Das Cistercienserkloster Friesenberg	23
Literatur	30
Arbeitsvorschläge	31
Geschichtsunterricht im 5./6. Schuljahr	32

Umschlagillustration: Kloster Trub und seine Umgebung. — Bei Grabungen anlässlich der Kirchenrenovation in Trub hat sich 1976 herausgestellt, dass die im 12. Jahrhundert erbaute Klosterkirche ein annähernd quadratisches Chor hatte. Es war länger als das Chor der heutigen reformierten Kirche aus dem Jahr 1640.

Den Rekonstruktionsversuch, wie er in der Erstveröffentlichung von «Bernische Klöster» («Schulpraxis» 1958, Heft 4/5) steht, hat Walter Schönholzer für die hier vorliegende 2. Auflage nach den neuen Befunden umgearbeitet.

Andere Illustrationen von Walter Schönholzer wurden unverändert aus der Erstaufgabe übernommen. Die Bilder zum neuen Kapitel «Glaubensboten» hat Edy Fink gezeichnet.

Adresse des Autors: Walter Schütz, Neuhausweg 10, 3063 Ittigen

Liste der lieferbaren Hefte der «Schulpraxis» (Auswahl)

Nr.	Monat	Jahr	Preis	Titel
8	August	69	1.50	Mahatma Gandhi
9	September	69	3.—	Zum Grammatikunterricht
10/11/12	Okt.–Dez.	69	4.—	Geschichtliche Heimatkunde im 3. Schuljahr
1/2	Jan./Febr.	70	4.—	Lebendiges Denken durch Geometrie
4	April	70	1.50	Das Mikroskop in der Schule
8	August	70	1.50	Gleichnisse Jesu
11/12	Nov./Dez.	70	3.—	Neutralität und Solidarität der Schweiz
1	Januar	71	1.50	Zur Pädagogik Rudolf Steiners
2/3	Febr./März	71	3.—	Singspiele und Tänze
5	Mai	71	2.—	Der Berner Jura – Sprache und Volkstum
6	Juni	71	3.—	Tonbänder, Fremdspracheunterricht im Sprachlabor
7/8	Juli/Aug.	71	2.—	Auf der Suche nach einem Arbeitsbuch zur Schweizergeschichte
9/10	Sept./Okt.	71	2.—	Rechenschieber und -scheibe im Mittelschulunterricht
11/12	Nov./Dez.	71	3.—	Arbeitsheft zum Geschichtspensum des 9. Schuljahrs der Primarschule

Fortsetzung 3. Umschlagseite

Zu diesem Heft

Der Lehrplan für die Primarschule des Kantons Bern (1973) verlangt für die Geschichte des fünften Schuljahres «Die ersten Glaubensboten – Klosterleben – ein Kloster in der näheren oder weiteren Umgebung».

Bernische Klöster, erstmals in der «Schulpraxis» Juli/August 1958 dargestellt, folgen hier in zweiter Auflage, erweitert durch das erste TeiltHEMA. Bei gleichbleibendem Publikationsraum hatte die Erweiterung zur Folge, dass die Darstellungen auf Wesentliches beschränkt werden mussten. Für diese Konzentration hat der Verfasser Herrn Dr. Hermann Specker vom Staatsarchiv Bern ganz besonders zu danken, da der Genannte die Güte hatte, die ganze Arbeit durchzusehen.

In einer späteren «Schulpraxis» sollen den drei Benediktinerklöstern – in zweiter Auflage überarbeitet – die Kartäuser in Thorberg, die Prämonstratenser in Gottstatt und die Augustiner in Interlaken folgen.

Wie bringen wir den Schülerh Klosterleben nahe? Einmal in der lebendigen, vom persönlichen Klostererlebnis her beeinflussten *Erzählung*, *Schilderung*. Wahrscheinlich weniger wirksam wird die Darstellung des folgenden Fremderlebnisses sein: «Mitten am Tage herrschte die Stille der Mitternacht, nur unterbrochen durch das Geräusch der Arbeit oder durch die Lobgesänge auf Gott. Diese Stille rief bei den vorüberziehenden Laien eine solche Ehrfurcht hervor, dass sie sich scheuten, von etwas anderem zu reden als von heiligen Dingen.» Wollen wir etwas tiefer ins Klosterleben hineinzünden, können wir zufrieden sein, wenn es uns gelingt, Nöte und Sieg eines Novizen deutlich zu machen oder die Klostergemeinde mit dem einzigen Ziel des Dienstes an Gott und Christus, fast ohne Standesunterschied, Tag und Nacht darnach strebend, Stunde um Stunde.

Mönch und Kloster möchten uns – und dem Schüler – etwas schenken: ein Samenkörlein *Ewigkeit*. Wir seien, so meint Walter Nigg, dazu vorbereitet, denn «Das Verlangen nach dem monastischen Leben ist viel zu tief im Menschen verankert, als dass es je völlig verschwinden könnte».

Wir sollten auch nach Anschauung, nach persönlichen Erlebnissen suchen. Wie bereits angetönt, käme dafür vorerst der Kontakt mit einem Kloster in der Nähe in Frage. Dann erst könnte der Besuch mit

Die ersten Glaubensboten Bernische Klöster 1

von Walter Schütz, Ittigen

Illustrationen von Edy Fink und Walter Schönholzer, Bern

Die ersten Glaubensboten

1. Quellenlage:

Was ist geschichtlich, was können wir blass vermuten?

a) Allgemeines

«Die ersten sichern schriftlichen Zeugnisse zum Christentum und der Kirche... betreffen das Kloster Rüeggisberg und sind vom Ende des 11. Jahrhunderts. Auf frühere Zeiten gehen die Patrozinien zurück, aber ihr Aussagewert darf nicht überschätzt werden. Die Gründe für die Wahl eines Schutzheiligen sind zu mannigfach, als dass schematisch bestimmte Patrozinien mit einer bestimmten Zeitspanne gleichgesetzt und daraus Schlüsse gezogen werden könnten.

Die archäologischen Funde geben Fixpunkte, die aber nicht für sich selbst sprechen, sondern erst noch gedeutet, verstanden werden müssen.» (Stettler, 99)

«Die Christianisierung der... Alamannen ist... eine jahrhundertelange Übergangszeit, von der ersten Kontaktnahme bis zu einer Einordnung in eine bistumsweise organische Gesamtkirche.

Dabei sind entscheidende Anstösse von Einzelnen ausgegangen; aber es ist auch mit namenlosen Kräften zu rechnen, die in unberechenbarer Weise wirksam waren und in keiner Quelle ihren Niederschlag gefunden haben.» (Zum Beispiel

das Erscheinen des heiligen Michael in Einigen – Stettler, 102)

«Erst seit Beginn des 7. Jahrhunderts setzt die Christianisierung der Alamanen ein.» (Hofer)

Nach Müller / Büttner hat sich die Christianisierung im Gebiet der Alamanen im deutschschweizerischen Mittelland erst um 700 bis 1000 vollzogen. Die christliche Organisation ist nicht das Werk dieses oder jenes Heiligen oder Missionars, sondern eine Tat, die nur die Kirche mit Laien, vor allem mit den Eigenkirchenherren vollführen konnte.

«Reisende Handwerker und Händler, auch Sklaven mögen die ersten Propagandisten (für das Christentum) gewesen sein.» Die unterste Volksschicht orientierte sich am Vorbild von Persönlichkeiten, an Mauritius, Ursus und anderen und trug so die christlichen Gedanken ins Land. (Moosbrugger, 50)

«Die nachhaltigste Wirkung auf unser Land ging aber nicht von der direkten Missionstätigkeit Columbans in der Ostschweiz aus – die eigentlich eine Reihe von Misserfolgen war... Auch die Bedeutung des Columban-Schülers Gallus wird durch die heutige Forschung wesentlich nüchterner eingeschätzt. Blanke sagt: „Als Gallus die Augen schloss (650), war für die Bekehrung der Alamannen noch immer nichts getan.“

Eine nicht geringe Bedeutung möchte ich für die linksrheinischen Gebiete dem direkten Kontakt mit der christlichromani schen Bevölkerung beimessen, der sich im Laufe des 7. Jahrhunderts intensivierte, im Sinne eines Vertrautmachens.» (Moosbrugger, 77)

b) Konkrete Angaben über Einigen

«Wohl gegen Ende des 7. Jahrhunderts dringt das christliche Bekenntnis ins obere Aaretal.» (Hofer)

In der «Chronik des Fredegar» wird im 7. Jahrhundert ein Gewässer im oberen Aareraum mit einiger Sicherheit genannt. Es ist der Thunersee, mit dem Namen Iacus Dunensis bezeichnet. Damit wird für das 7. Jahrhundert auf ein Zentrum Dunum geschlossen, ein frühmittelalterliches Siedlungsgebiet, zu dem Einigen zu zählen wäre.

«Die alte Kirche baute ihre Gotteshäuser mit Vorliebe an den Stätten früherer heidnischer Kultstätten. Es wurde dadurch der Sieg des christlichen Gottes über die Götter sichtbar gemacht.» (Pfister, 13)

Wie das Christentum in das obere Aaregebiet gekommen ist, muss durch die Verhältnisse seiner geographischen Umgebung beurteilt werden. «Das Aaretal mündet in den Bereich von Solothurn, wo Christentum seit der Antike fortbestanden zu haben scheint.» (Stettler und andere: schon im 6. Jahrhundert eine Kirche, Legende von Urs und Viktor, wahrscheinliche Nachrichten von der heiligen Verena)

«Seit der Mitte des 7. Jahrhunderts wird ein neuer Horizont von Kirchen fassbar. Es sind die sogenannten Eigenkirchen, die sich oft durch Stiftergräber auszeichnen und sich dadurch von den bischöflichen Pfarrkirchen abheben. Die Entwicklung ging wohl von den Herrscherhäusern aus, die sich mit solchen Eigen-

kirchen würdige Begräbnisstätten . . . errichten wollten. Diese grossen Vorbilder fanden im 7. Jahrhundert beim niedrigen Adel ihre Nachahmer. Auf diese Art wollten die kleinen Grundherren wie die grossen des Gottesgnadentums teilhaftig werden.

Da im Verlauf des 7. Jahrhunderts die breite Masse der freien Bauern in ständig zunehmendem Masse in die Abhängigkeit adeliger Grundherren geriet, dürfte der *Einfluss der Eigenkirchen* für die Bekehrung der breiten Volksmassen der Alamannen zum christlichen Glauben von entscheidender Bedeutung gewesen sein.» (Moosbrugger, 73)

Der archäologische Befund über eines der ältesten Kirchlein des Kantons Bern, *Einigen*, wurde eindeutig als *Eigenkirche mit Stiftergrab* beurteilt. In der Südwand der abweichend orientierten Kirche fand man eine im Bauverband stehende Nische für ein Plattengrab. «In diesem Plattengrab fand sich die gestörte Bestattung einer 40jährigen Frau und die ebenfalls gestörte Nachbestattung eines Mannes von 50 bis 70 Jahren. Die Reste seiner Beigaben, eine überlange bronzenen Riemenzunge und eine Schnalle mit schmalem profilierten Beschläg (Abb. 33 in 45. Jahrbuch Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte) sichern die Datierung der zweiten Bestattung in unsere Gruppe A (680–710). Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass beim Bau der Kirche die Nische für ein Grab schon mitgeplant wurde. Das bedeutet, dass der Bauherr der Kirche dieses Grab anlegen liess, um darin sich selbst und seine Gattin zu setzen zu lassen.» (Photokopie Grundrissplan des Historischen Museums Bern, 12. 2. 79)

c) Ursinus, der Glaubensbote am Bielersee

War Ursinus eine geschichtliche Persönlichkeit?

Pfister, 55: «Für die Existenz des Ursinus gibt es einige sichere Anhaltspunkte . . . Die von Sudanus aufgezeichnete Vita berichtet, Ursinus . . . sei um das Jahr 600 Mönch in Luxeuil gewesen; er kannte demnach Columban und Gallus. Als Columban der Jüngere aus dem Vogesenkloster verjagt wurde, begleitete ihn Ursinus in die Schweiz, schied hierauf von ihm am Fuss der Alpen und verkündigte nun das Evangelium in der Umgebung Biels. Dann zog er sich in die Einsamkeit des Doubs-Tales zurück, um als Einsiedler in der Höhle zu leben, die noch heute oberhalb des Städtchens Saint-Ursanne gezeigt wird.»

Chappatte, 283 (übersetzt): «Die Existenz des Ursinus ist eine bewiesene, historische Tatsache . . .»

Und der kritische Lapaire, 12: «Die Existenz des Ursinus ist durch geschichtliche Dokumente von einwandfreiem Wert bewiesen.» Da in den Viten von Gallus und Columban kein Wort steht, dass ein Ursinus sie in die Schweiz begleitet habe, gibt Lapaire dieser für unsere Darstellung wichtigen Tatsache nur den Charakter einer «gewissen Möglichkeit».

Unterschiedlich sind die Auffassungen darüber, wo sich Ursinus von Columban und Gallus trennte. Während Chappatte schreibt, er habe seinen Gefährten Columban verlassen «pour gagner les Rives du Doubs», nennt Fischer Basel und Genoud den Zürichsee.

In bezug auf die Voraussetzungen des Heiligen zum *Glaubensboten* und über die eigentliche Missionstätigkeit desselben bestehen keine Nachrichten – wie über Columban und Gallus. Die Wahrscheinlichkeiten kann man so umschreiben:

Chappatte, 290 (übersetzt): «Jünger von Columban, war Ursinus eingeweiht und geformt von diesem unvergleichlichen Lehrer der Askese.» Er habe unter Columban die Askese lange Jahre geübt.

Und eine moderne Auffassung bei Stettler, 99: «Die Glaubensboten sind Aposteljünger (Beatus), Mitglieder der Thebäischen Legion (Stephanus), Peregrini von der „Heiligen Insel“ (Columban) oder deren Jünger (Gallus, Donatus, Ursinus . . .) – Leute, die in einer vertrauenswürdigen Sukzession stehen bis in die apostolische Zeit.»

Genoud, 202: «Sie, diese Religiösen, gehorchten der Stimme Gottes, die sie einlud, das Evangelium zu verkündigen in kürzlich von den Barbareneinfällen verwüsteten Ggenden.»

Wichtig war noch dieses (bei Chappatte, 177): Vom Kloster Luxeuil her hatte Ursinus ein persönliches Wissen und ein lebhaftes Verhältnis zur heiligen Schrift, besonders zu den Briefen des Paulus und Petrus.

In bezug auf die *religiösen Verhältnisse*, in die Ursinus am Bielersee eintrat, sind wir ebenso auf Wahrscheinlichkeitsschlüsse angewiesen. Darüber Chappatte, 174: «Die Christen am Ufer des Bielersees waren um 612 wenig zahlreich, dagegen war das Heidentum lebhaft.»

Ja, am Anfang des 7. Jahrhunderts seien die Tempel in Avenches in Asche gewesen, ebenso an andern Orten. Schuld: Invasion, Überfälle, Krieg der Alamannen. Das Jahrhundert sei erfüllt gewesen von einer grossen Zahl von Gottheiten, «. . . tout était Dieu, excepté Dieu, lui-même.»

Wohl möglich, aber nicht belegt ist, dass Ursinus auf Verhältnisse traf wie sein Lehrer und Vorbild Columban am Zürichsee: «Es missfielen die verkehrten Gewohnheiten der Bewohner. Grausamkeit und Bosheit herrschten unter ihnen. Sie waren dem Aberglauben der Heiden ergeben.» (Oechsli, 18)

Es ist wohl möglich, dass er, wie Columban und Gallus Heidentempel – wahrscheinlich aus Holz – vorfand, Götzenbilder.

Wesentlich ist noch, was Stettler (S. 100) schreibt: «Der Heilige – das war Ursinus – als *Missionar* dringt immer in eine feindliche Welt . . . oder eine Welt, deren Unheiligkeit mit seinem Erscheinen erst recht sichtbar wird.»

Sowohl über die Dauer des Aufenthaltes des Ursinus am Bielersee wie über die Zahlen der Bekehrten wissen wir nichts.

Anderseits ist Genoud (207) der Auffassung, Ursinus sei wie ein Engel aufgenommen worden und geliebt wie ein Vater durch seine Tugend, seine Nächstenliebe, den Ernst des Lebens. Dies gewann ihm alle Herzen, und alle Hindernisse bei der Bekehrung der Seelen fielen. Es sei ihm gelungen, eine christliche Gemeinde aufzubauen.

Wenn die archäologischen Ergebnisse der vor einiger Zeit ausgegrabenen ältesten Kirche Biel-Mett, ins 7./8. Jahrhundert datiert, ausgewertet sind, lässt sich vielleicht die Missionstätigkeit des Ursinus in einen Zusammenhang bringen mit diesem Kirchenbau.

Machen wir uns aber keine Illusionen! Stettler schreibt (101) – meines Erachtens zu allgemein –: «Der Glaubensbote verändert diese Welt oder sie bleibt verstockt im Dunkel; in diesem Fall zieht der Heilige weiter oder erleidet das Martyrium.» (Ursinus habe sich in die *Einsamkeit* zurückgezogen, Columban und Gallus traten zuletzt ins Einsiedler- oder Klosterleben.)

d) Leute, die Christus nur dem Namen nach bekannten . . .

In *Rüeggisberg* stand um 1072 herum bereits eine christliche Kirche. Warum dann noch die Rede von ersten Glaubensboten?

Die Antwort:

1. Für die «Missionswirklichkeit» führt Stettler (99) das erste schriftliche Zeugnis an: der Bericht über die Gründung des Klosters Rüeggisberg, im besondern über dessen Vorgeschichte.

2. In einem Brief bezüglich Glaubensboten schreibt mir derselbe Autor: «. . . dass ferner die christliche Religion von Zentren ausgegangen ist wie Fürstenkirchen und insbesondere Klöstern.» Als Klöster führt er unter anderen Rüeggisberg an.

3. In der Lebensbeschreibung des heiligen Ulrich – in der die Gründung Rüeggisbergs erzählt wird – beschreibt man das Volk auf dem «Roggeresberg» als ungebildet, roh und tierisch. Trotz Kirche und Pfarrer habe es Christus *nur dem Namen nach bekannt*. (400 Jahre vorher stiess Columban am Zürichsee auf fast gleich beschriebene Menschen!)

4. Eine Persönlichkeit wie der heilige Ulrich, der die deutsche Sprache be-

herrschte, hatte die Pflicht oder das Recht, mit tieferer Wirkung einzugreifen. Er schien es auf inneren Befehl hin zu tun: «Da war es ihm» – so der Verfasser der Lebensbeschreibung – «als höre er den Verlobten seiner Seele zu ihm sprechen: „Mache dich auf und lass deine Stimme in meinen Ohren hören». (Studer, 89)

5. «Für das Leben *Ulrichs von Cluny* stehen als Hauptquellen zwei im 11. Jahrhundert von seinen Ordensgenossen verfasste Biographien zu Gebote. Diese Aufzeichnungen tragen ganz und gar den Charakter der im Mittelalter üblichen Mönchsbiographien, das heißt sie sind meist unvollständig abgefasst, geben nur in verschwommener Weise Aufschluss über Charakter und Gefühle der geschilderten Persönlichkeit und verfolgen vor allem den Zweck der *Erbauung*.» (Hauviller, 7)

6. Zur Quellenlage gehören auch die wenigen Bemerkungen über den Aufenthalt von *Ulrich und Cono* vor Beginn des Klosterbaus: Es sei wahrscheinlich das «Pfaffenloch» gewesen. In der Lebensbeschreibung des Ulrich wird die Distanz Roggersberg-Höhle mit 2 Milien (etwa 9–10 km) angegeben. Dies stimmt mit den heutigen Verhältnissen ungefähr überein.

Heute ist das «Pfaffenloch» – auf dem Wege Rümligen–Guetenbrünnen–Oberfeld, LK 1:25000 Münsingen – ein zwei Meter hoher und breiter gezackter Sandsteinfluheingang. Nach Aussage eines in der Nähe wohnenden Bauern war es vor 50 Jahren eine fast 300 Meter lange und mannshohe Höhle. Sie sei noch länger gewesen, doch habe ein See das tiefere Vordringen verhindert. Danach wäre an der Sage, sie habe bis zum Kloster gereicht, ein Kern Wahrheit.

7. «Zwei wunderbare Heilungen trugen das ihrige dazu bei, um das Ansehen der beiden Mönche noch zu erhöhen.» (Egger, 37; die beiden Wunder beschreibt auch Genoud, 2/120)

e) Die Reise des Adeligen Lüthold von Rümligen nach Cluny und was sie für die Mönche Ulrich und Cono bedeutete

Lüthold hatte weder Söhne noch Töchter. Wenn er starb, erbten sein Bruder Reginfried und dessen Söhne den Grundbesitz. So kam es, dass Lüthold Frau und Verwandten kundtat: «Da ich

keine eigenen Erben habe, setze ich *Christus* als meinen Erben ein. Vielleicht schenkt er unseren Seelen dafür ewige Glückseligkeit und Ruhe. Unsere Sünden wird er vergeben.» Die Erben waren einverstanden, vielleicht aus zwei Gründen: Einerseits sollte die Kirche nur als Haupterbe eingesetzt werden, andererseits versprach sie zweifellos das Heil der Seelen.

So ritt der Freiherr um das Jahr 1072 über den Jura nach *Cluny* in Burgund. Dort legte er in der Klosterkirche ein dickes Pergament – das ihm vorher wohl von einem Mönch geschrieben worden war – auf den Altar der Heiligen Petrus und Paulus. Den versammelten Mönchen verlas der Abt *Hugo* das Pergament. Leider ist diese sogenannte Stiftungsurkunde verloren gegangen, so dass wir uns mit einer immerhin möglichen Rekonstruktion begnügen müssen. Der Abt las:

«Alle Welt kann begreifen, dass Gott den Reichen zahlreiche Güter nur gegeben hat, damit sie, von ihren zeitlichen Besitzungen einen guten Gebrauch machend, den ewigen Lohn verdienen. Deshalb habe ich, Lüthold von Rümligen, Freiherr, und meine Frau Gutta, nach reiflichem Nachdenken und mit dem Wunsche, für mein und meiner Verwandten Heil und Frommen der Seele zu sorgen, dem Mutterkloster Cluny folgendes übergeben: Die Kirche von «Roggeresberg» (Rüeggisberg) und was dazu gehört an Gütern in Tromwil, Mättwil, Wiler (alle drei in der Gemeinde Rüeggisberg), die Kirche von Guggisberg, alle meine Güter im Uffgau in der Grafschaft Barga, welche da sind in Alterswil (FR), Plaffeien, Galtern (beide FR), Maggenberg (Gemeinde Alterswil), Iffwil, im Tale von Nugerol (zwischen Landeron und Neuenstadt), Albenon (Albligen), Lohnstorf, Riggisberg, Schwarzenburg, Kaufdorf, Ober- und Niedertoffen, Kühlewil, Blaken (Gemeinde Niedermuhlern).

Ich übergebe meine Eigenleute, Weinberge, Felder, Wiesen, Wald, stehendes oder fliesendes Gewässer und unbebautes Land nicht nur für meiner Seele Ruhe und Glückseligkeit, sondern auch für diejenige meiner treuen Diener.

Aber ich gebe sie nur unter der Bedingung, dass bei der Kirche in «Roggeresberg» ein rechtmäßiges Kloster gebaut werde. Es sollen dort Mönche leben nach der Regel des heiligen Benedikt. Die Mönche sollen die Stiftung auf ewig behalten und beherrschen.

Es sollen dort ohne Nachlassen Fürbitten und immerwährende Gebete an den Herrn gerichtet werden sowohl für mich als für alle von mir genannten Personen.» (nach Lorain)

Nach dem Verlesen dieser Urkunde wird das Kapitel ein vielstimmiges Amen gesprochen haben. Der Abt Hugo gab wohl Befehl, mit allen Klosterlädchen zu läuten und während zwei, drei Tagen einen reicher Tisch aufzutragen. Er gab seiner

Freude besonders auch deshalb Ausdruck, weil die Gründung in Rüeggisberg die erste Cluniazenserniederlassung auf deutschsprachigem Gebiet war.

Dann liess der Abt die zwei Mönche *Cono* und *Ulrich* vor sich rufen und gab ihnen den Auftrag, gemeinsam mit dem Freiherrn das Kloster zu bauen. Wäger ergänzt diesen Auftrag wie folgt: «Dass gerade Ulrich mit dieser Aufgabe betraut wurde, ist leicht begreiflich. Seine deutsche Nationalität und Sprachkenntnis machten ihn geradezu zum unentbehrlichen Mitarbeiter Clunys auf deutschem Gebiete. Waren Vorurteile vorhanden, so wurden sie durch einen Deutschen leichter aufgehoben.» (18) Der Stifter machte sich mit den Mönchen auf den Rückweg.

2. Skizzen für die unterrichtliche Gestaltung

a) Einigen: Ein freier Alamane wird Christ

Lebensbild aus vorchristlicher Zeit:

Heilende Quellen ziehen Kranke an.

Die Quellen sind dem germanischen Gott *Wodan/Odin* geweiht.

Die Gegend wird bewohnt von den Leuten des Adeligen *Zeino*.

Zeinos Frau ist kränklich. Aus diesem Grunde ist Zeino auch in die Gegend mit den heilenden Quellen gezogen.

Die Frau badet und badet, wird aber nicht gesünder. Schliesslich verliert sie den Glauben an die Heilwirkung durch den Gott Wodan. In der Nacht erschien ihr eine unbekannte Gestalt. Ein älterer Mann war's; wie Wotan fasste die rechte Hand den kurzen Speer. Die Speerspitze steckte im Maul eines Drachen. Aber statt des blinkenden Kettenhemdes umschloss ein kurzärmeliger Tuchrock den Leib. Der fast kalte Kopf stand in einem hellen Lichtschein. Was ihn aber am deutlichsten von Wodan unterschied, waren die beiden grossen Flügel aus Federn wie Schuppen.

Die fremde Gestalt erscheint wieder.

Der Sklave Aju, den Zeino auf dem Markt in *Salodurum* – beim Einzug in unser Land – gekauft hat, ist Christ, ohne Wissen Zeinos.

Der Sklave sucht eine Erklärung zum Unbekannten im Traum der Frau: Er glaubt, es sei der heilige Erzengel Michael, der ihr erschienen sei. Als er noch hinter den Mauern der Stadt lebte, habe er viel gehört von diesem Erzengel, der vom Christengott die Macht habe, Kranke gesund zu machen. Vielleicht, wenn die Herrin an Sankt Michael glaube, könnte sie gesund werden.

Zweifel, dass ein Engel stärker sein könnte als Wodan, der Kriegsgott. Aber der Heilige erscheint der Frau ein drittes Mal und reicht ihr die Hand. Sie spürt darauf eine Besserung.

Noch sind Zweifel da, vor allem von Seiten Zeinos.

Im Dorf sind die Meinungen geteilt – hier Heiden, dort Aju und Zeinos Frau, der es langsam besser geht.

Nachdem ein anderer Kranker, der Aju Vertrauen und Glauben schenkt, gesunder wird, ist das Interesse für den heiligen Michael erwacht. Einige wollen mehr wissen über ihn und den Gott, der ihn zu den Kranken sendet, ihnen die Hand gibt. Aju weiss mehr. Er erzählt die Legende von Ursus und Viktor. Bei vielen Leuten Zeinos besteht kein Zweifel an der Wahrheit der Geschichte.

Urs und Viktor, zwei Hauptleute der in Agaunum erschlagenen Thebäer, gelangten mit sechsunddreissig Mann in die Stadt Salodurum. Sie waren alle dem Tode entronnen und geflüchtet. Zu Salodurum aber herrschte der römische Landpfleger Hirtakus. Dem war vom Kaiser Weisung zugekommen von Agaunum; er liess daher Ursus und Viktor mit ihren Gesellen anhalten und zur Rede stellen. Sofern sie den Göttern opferten, sollte ihnen die Flucht vergessen sein. Ursus antwortete für alle: «Wir sind Christen und kennen nur einen Gott.» Der Landpfleger liess sie darauf in Ketten legen, mit Ruten schlagen und ins Gefängnis werfen. Da war so viel Finsternis wie in der Hölle. Kaum aber waren die Römerknechte hinausgegangen, erstrahlte den Gefangenen ein himmlisches Licht, das ihnen die Ketten löste, ihre Wunden heilte und ihnen Mut und Kraft auf den Tod verlieh.

Als Hirtakus vernahm, dass die Christen im Kerker gar heiteren Gemütes sich befänden, beschloss er, sie allesamt zu vernichten.

Wieder befahl er den Thebäern, den Göttern Jupiter und Merkur zu opfern, wenn nicht, sollten sie den Tod erleiden.

Es sprachen aber Urs und Viktor: «Wir fürchten keinen Tod, uns ist Christus

vorangegangen». Hirtakus rief: «Das sollt ihr mir beweisen!»

Alsgleich befahl er, einen mächtigen Haufen Holz zu schichten, die Thebäer zu binden und ohne Erbarmen ins Feuer zu werfen. Aber ein Gewölke stieg am Himmel auf, vom Donner erbebte die Erde, und ein Blitzstrahl fuhr hernieder. Der zerschmetterte den Haufen und löschte das Feuer.

Hirtakus, darüber noch grimmiger, sprang auf seinen Richterstuhl und fällte den Spruch: «Man soll das Schwert an ihr Haupt legen.» Solche Worte hatten die frommen Gesellen schon vor Agaunum vernommen, erschraken deshalb nicht im geringsten, sondern liessen sich tapfer wegführen nach der Aarebrücke, knieten freudig nieder, beugten den Nacken und empfingen den Todesstreich. (Nach Fischer)

Der Umschwung

Aju erzählt mehr von Christus und dessen Heilungen durch die Macht des Christengottes. Zeino ist eher zurückhaltend. Die Frau aber wird zur *Glaubensbotin* – eigentlich ist der Bote Aju, aber dessen Einfluss ist kleiner als der der Frau. Eines Tages befiehlt sie dem Sklaven, das Wodanbildnis bei der Quelle zu verbrennen. Grosser Aufruhr im Dorf, grosser Aufruhr vor Zeinos Haus.

Der Freie weist die Leute ab: «Aju hat das Bildnis Wodans auf meinen und meiner Frau Befehl verbrannt. Wodan soll sich also an uns rächen. Von heute an gehören unsere heilkärfüchten Wasser dem heiligen Michael. Den Namen Wodan müsst ihr vergessen. Ihr habt die Geschichte von Urs und Viktor gehört. Diese Krieger trugen kein Bildnis ihres Gottes herum, und doch schickte ihnen ihr Gott himmlisches Licht in das finstere Gefängnis, heilte ihre Wunden, löste ihnen die Ketten, gab ihnen Mut und Kraft, den Tod zu erleiden. Von Odin haben wir nie so etwas gehört. Leute, geht jetzt heim und lasst mir Aju in Ruhe!»

Nur unwillig kehrt die eine Hälfte der Leute in ihre Blockhütten zurück. Aber von der andern Hälfte sagen einige: «Was unser Herr über die Krieger, die einen so mächtigen Gott hatten, erzählt hat, muss wahr sein. Dieser Gott ist ihnen wunderbar beigestanden.»

«Aber ihr Gott hat sie nicht vor dem Tod bewahrt!»

«Sie fürchteten sich aber nicht vor dem Tod, weil ihr Meister, Christus, ihnen im Tod voran gegangen, auferstanden und lebendig sei. Von heute an glauben ich

und die, die in unserm Haus wohnen, an diesen Christus!»

«Odin, Donar sind meine Götter», sagen andere.

Ein christliches Zeichen – eine Kirche

So lebten wohl lange Zeit in Zeinigen (Zeiningen) Heiden und Christen (Christgläubige) durcheinander, bis ihnen ihr Herr ein Bild seines Glaubens, ein christliches Kirchlein aufrichten liess. Nach dem frühen Tode seiner Frau, die zum christlichen Mittelpunkt des Dorfes geworden war mit dem frei gewordenen Aju, lebte Zeino noch viele Jahre.

«Dieses Leben verdanke ich Christus, dem unsichtbaren Gott, dem heiligen Michael», sagte er oft zu sich und seinen Nächsten. «Sollte ich nicht dankbar sein? Sollte ich nicht etwas tun, damit ich weiterhin gesund und froh lebe? Aber was? Wie?»

Eines Tages kommt ein Fremder, der sich später als italienischer Maurer herausstellt, ins Dorf. Er ist Christ und bringt italienische Kirchenkultur mit. Unter seiner Leitung entstand eine der ältesten Kirchen in unserm Kanton, diejenige von Einigen.

Legende vom Bau des Kirchleins Einigen

In einer Matte beim Wendelsee (Thunersee) fingen die Werkleute an zu graben. Als sie am andern Tag wieder an die Baustätte kamen, fanden sie, dass das, was sie tags zuvor ausgeworfen hatten, wieder glatt und eben war, als ob nie jemand da gewesen wäre. Zeino stand vor einem Rätsel. Er und die Christen des Dorfes beteten zu Gott und dem heiligen Michael, «dass er inen kunt tät, wa sie ein kilchen sältend buwen». Da erschien Ihnen der hochwürdige Erzengel Michael mit vielen heiligen Engeln unter den Bäumen. Der Erzengel aber sprach, sie sollten ihm zu Ehren dort keine Kirche bauen. Das solle geschehen und gebaut werden «an dem end des gartens oder matten, die da geheissen was die hofstatt des Paradieses». Im Garten des Paradieses – hier im Sinne einer fruchtbaren Gegend – sei ein wallender Brunnen, dessen Ausgang in den Wendelsee mündet. Mit vielen Scharen von Engeln ging die Stimme des Heiligen vor den Werkleuten her und führte sie zu dem Garten und Brunnen, wo «die kilch und kilchhof solt gebuwen werden». Hier hörten sie den Heiligen noch sagen, der Brunnen werde durch ihn bewegt und bringe Gesundheit des Leibes und der Seele.

Darauf schwieg die Stimme des Kirchenheiligen und war nicht mehr zu vernehmen. (Nach Hans Gustav Keller, «Einingen», Thun 1946)

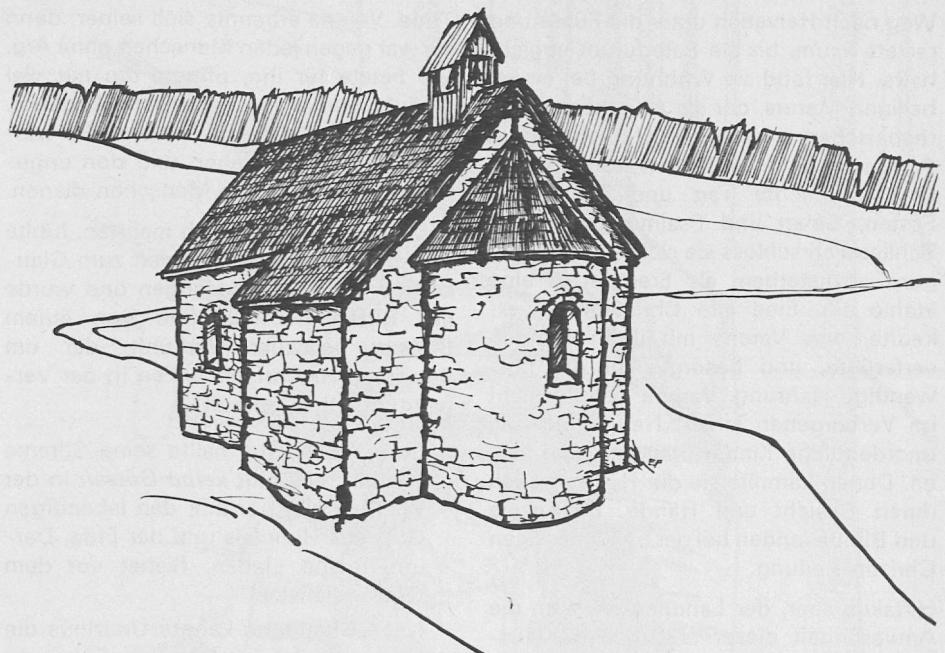
Anhand des von den Archäologen erstellten Grundrisses bestimmen die Schüler die Grösse des Kirchleins – Länge, Breite. Der Lehrer ergänzt durch die Ergebnisse der genannten Funde und Berichte. Wichtig: Das Steinkistengrab für Zeino und seine Frau bildeten einen Bestandteil des Kirchleins, es lag in der Kirche, es war das wahrscheinliche Stiftergrab.

b) Ursizinus, der Glaubensbote am Bielersee

1. Kurze Schilderung, wie 12 Irländer, unter ihnen Ursizinus, unter Columbans Leitung ihr Vaterland verliessen und nach Gallien, heute Frankreich, kamen. (Sie gehorchten der Stimme Gottes...)

2. Kurze Schilderung von Ursizinus' zwanzigjährigem Klosteraufenthalt in Luxeuil unter Columbans Führung.

3. Columban wollte Brunhilde, Königin über Austrasien, den Besuch des Männerklosters Luxeuil nicht gestatten. Der König von Burgund, in dessen Land sich das Kloster befand, wies daher Columban in dessen Heimat zurück. Zur Rückkehr gezwungen, wollte Columban nur seine irischen Mitbrüder, darunter Ursizinus, mitnehmen. «Mais Dieu en a décidé autrement.» (Genoud, 206: Durch einen Schiffbruch blieb das Schiff auf Sand stecken. Der Kapitän hielt dies für ein höheres Zeichen. Die Mönche durchquerten Gallien nochmals und



Erste Kirche Einigen. Rekonstruktionsversuch nach erhaltenem Grundriss von Edy Fink

kamen schliesslich an den Zürichsee. «Ce que nous savons, c'est qu'Ursanne se sépara de son maître...»)

Für Ursizinus begann ein neues Leben: «... il marche, comme autrefois les apôtres, au-devant de régions inconnues, où il jettera les semences du christianisme». (Genoud, 207)

(Hier kann eine Zeichnung des Glaubensboten entstehen, eventuell ähnlich wie in Witzig «Das Zeichnen in den Geschichtsstunden», Bd. 1/50.)

4. Beginn der Christianisierung

Fischer, Jäger, Weinbauern wohnten am See. Ursizinus wurde auch Winzer, aber «im Weinberge des Herrn».

Der Heilige und sein Begleiter – nach der Legende bei Fischer war dies ein Mann mit Namen Fromund – bauten vorerst eine Zelle nach irischer Art: Hüttenartig, Flechtwerk oder Holz, wahrscheinlich kleiner als bei Witzig I/50, die Glocke vielleicht von einem dort wohnenden Handwerker hergestellt.

Wenn – wie dies Genoud S. 207 meint – Biel sein Aufenthaltsort wurde, stand diese Zelle sicher etwas ausserhalb der späteren, mittelalterlichen Stadt.

5. Eigentliche Missionstätigkeit

a) Vor dem ersten Auftreten langes Beten, Fasten, Meditieren

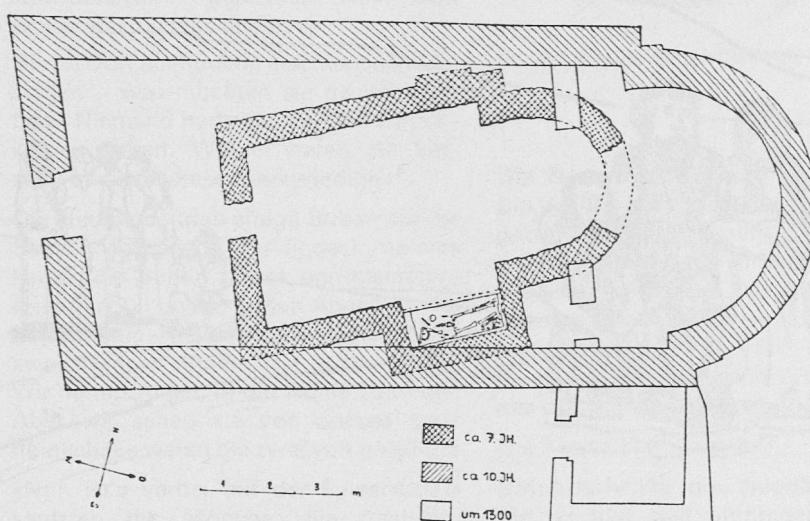
b) Inhalt der Predigten, Reden (wahrscheinlich):

Legende der heiligen Verena in Solothurn. (Nur 1. Teil nach Pfister, 26: Nach den Wundern der Heiligen lassen sich viele Alamannen taufen.)

Nochmals dieselbe Legende an einem andern Tag, jedoch breiter ausgelegt (eventuell Fischer), dann Aufforderung, Gott den Vater, den Sohn, den heiligen Geist anzubeten statt Wotan.

Verena mit dem Krüglein

Aus der Stadt Theben in Ägypten stammte auch die Jungfrau Verena. Mit der thebäischen Legion war sie über das Meer gefahren. In der Stadt Mailand pflegte sie Kranke. Hier aber hörte sie vom Martertod ihrer Bekannten Urs und Viktor in Agaunum. Sie nahm den weiten



Grundrissplan des Kirchleins Einigen. Historisches Museum Bern. Vgl. S. 2 dieses Heftes

Weg nach Helvetien unter die Füsse und rastete kaum, bis sie Salodurum erreicht hatte. Hier fand sie Wohnung bei einem heiligen Manne, der als Angehöriger der thebäischen Legion der Hinrichtung in Agaunum hatte entfliehen können. Verena verbrachte Tag und Nacht mit Fasten, Gebet und Psalmengesang zu. Schliesslich schloss sie sich, um der Welt ganz abzusterben, als Eremitin in eine Höle ein. Eine alte Christenfrau verkaufte, was Verena mit ihren Händen verfertigte, und besorgte ihr die notwendige Nahrung. Verena konnte nicht im Verborgenen leben: Neugierige und unordentliche Kinder drängten sich heran. Denen kämmte sie die Haare, wusch ihnen Gesicht und Hände. Besessene und Blinde fanden bei der heiligmässigen Christin Heilung.

Hirtakus aber, der Landpfleger, dem die Anwesenheit dieser christlichen Klausnerin gemeldet wurde, fühlte sich nicht im geringsten bewegt von ihrer Mildtätigkeit, sondern liess sie gefangen setzen und gab ihr die Wahl, entweder seinen Göttern zu opfern oder zu sterben. Aber ein heftiges Fieber überfiel den Grausamen und warf ihn nieder. Niemand kannte ein Mittel, das ihm Linderung gebracht hätte, bis sich ein Höfling erinnerte, über die gefangene Verena rühmen gehört zu haben, sie kenne tausend Kräutlein im Walde und habe schon manchen Kranken geheilt. Hirtakus liess sie an sein Lager rufen; sein Hass war verflogen, ihm graute vor dem

Tode. Verena erbarmte sich seiner; denn sie war gegen jeden Menschen ohne Arg. Sie betete für ihn, pflegte ihn mit viel Geduld, und er gesundete ganz. Er gebot, sie gänzlich freizugeben; sie durfte wieder ihre Höle beziehen und dort ungehindert Gott und den Menschen dienen.

Als nun die Wunder sich mehrten, fühlte sich eine Menge Alemannen zum Glauben an Christus hingezogen und wurde auf Bitten der Jungfrau von einem Priester italischer Herkunft, der um der Treue zu Christus willen in der Verbannung lebte, getauft.

6. Ein anderes Mal hallte seine Stimme weithin: «Es gibt *keine Götzen* in der Welt, es gibt nur ihn, den lebendigen Gott des Himmels und der Erde. Darum, meine Lieben, fliehet vor dem Götzendienst.»

Nach Chappatte kannte Ursinus die meisten heilenden Pflanzen. Er konnte Linderung oder Heilung vollbringen bei Krankheiten des Leibes. Wahrscheinlich heilte er – wie sein Meister Columban oft getan hatte – auch Besessene, im Namen Christi, Gottes.

7. Zwischen dem Auftreten immer wieder persönliches Gebet, Fasten, Meditieren, wie er es als Mönch gewohnt war.

8. Wohl möglich, dass er ein Götzenbild vorfand und dieses in den See warf. Als der Götze nicht reagierte, machte er dessen Ohnmacht dem Volk deutlich. Dann mochte es geschehen, wie

von Kolumban bei einer solchen Tat geschrieben steht: «Da bekannte ein Teil des Volkes seine Sünden und glaubte, der andere ging zornig und aufgebracht in voller Wut von dannen.» (Oechsli, 18)

Nach einem solchen Sündenbekenntnis *taufte* Ursinus mit folgenden Worten (so tauft der heilige Pirmin vor Ursinus, der Letztere wohl nicht viel anders):

Ursinus: «Entsagst du, Fridurich, dem Wotan und allen seinen Werken und allem Pomp?»

Fridurich: «Ich entsage! Das ist: ich verachte und verlasse alle teuflischen Werke.»

Ursinus: «Glaubst du an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde?»

Fridurich: «Ich glaube!» usw.

Wichtig noch: Wurde ein Kind getauft, antwortete für dieses entweder sein Pate oder – wohl je nach Alter – das Kind selber.

Taufvorgang: «Der Täufling tauchte aber nicht unter, sondern stand wie in Zurzach, etwa 60 cm im Wasser; dann goss ihm der taufende Priester dreimal Wasser auf das Haupt oder besprengte damit seinen Leib.» (Pfister, 15. Der beschriebene Vorgang geschah dort, wo, wie in Zurzach, ein Taufbassin bestand. Ursinus mochte ähnlich taufen, jedenfalls im Namen Gottes, des Vaters . . .)



Der heilige Ursinus tauft am Bielersee. Zeichnung: Edy Fink

c) Von denen, die Christus nur dem Namen nach bekannten

Um das Jahr 1072 erschienen im Spätherbst in Roggeresberg (heute Rüeggisberg) zwei Männer in Mönchskleidung (Tracht der Kluniziazenser). Ein ungewöhnlicher Anblick für die dortigen Bauern. Mit den Bewohnern liessen sich die zwei Fremden in kein langes Gespräch ein; sie fragten bloss, ob der Ort wirklich Roggeresberg heisse.

Von den Blicken der Dörfler verfolgt, schritten sie die Gegend nach allen vier Himmelsrichtungen ab. Sie schienen etwas zu suchen.

Gegen Abend setzten sie sich ausserhalb des Dorfes auf einen Stein. Der Ältere – er hiess Ulrich – sagte zu seinem Mitbruder Cono: «Die Gegend scheint geeignet zu sein für den Klosterbau. Das Land fällt auf drei Seiten steil ab. Käme Krieg über uns, müssten Vogt und Gotteshausleute nur im Westen Wall und Graben errichten gegen die Feinde.»

«Wo bringen wir die Nacht zu?» wollte der Jüngere wissen.

«Nicht bei den Bauern des Dorfes. Wir wollen allein singen und beten, unsere Sünden vor Gott und Christus bekennen. Komm, Christus zeigt uns den Ort, sei unbesorgt.»

Sie wanderten weiter und weiter gegen Sonnenuntergang. Der Weg hörte auf, aber ein schwaches Licht schien ihnen voraus, bis sie vor einer mannshohen Sandsteinhöhle standen.

«Das ist der Ort», sagte Ulrich. «Da bleiben wir, bis das Kloster gebaut ist. Es ist Fastenzeit, und unser Brot reicht für drei Tage. Wasser werden wir schon finden.» Die Unbill des anbrechenden Winters verhinderte den sofortigen Baubeginn. Die Mönche wären gerne in der Einsamkeit der Höhle geblieben. Aber Gott wollte wohl etwas anderes.

Die im Dorf nur flüchtig erschienenen Gestalten – was mochten sie gesucht haben? Niemand hatte sie ins Dorf zurückkehren sehen. Wohin waren sie verschwunden – diese Merkwürdigen?

Die Neugierde trieb einige Buben auf die Suche. Wer sucht, der findet! Atemlos kamen die Buben zurück und meldeten: «Halb im Tal unten, gegen Abend, in der Felsenhöhle – ihr kennt sie ja – haben wir zwei Männer singen und beten gehört. Wir hatten Angst, in die Höhle zu treten. Aber wir sahen sie von aussen ganz deutlich. Es waren die zwei von gestern!»

«Nun ist's vorbei mit der Einsamkeit!» seufzten die Mönche. Sie behielten recht:



Predigt des heiligen Ulrich vor dem Pfaffenloch. Rekonstruktionsversuch von Edy Fink

Die Neugierigen kamen vor die Höhle. Sie wollten die sehen und hören, die angeblich nur von Wasser und Brot lebten, auf dem blosen Höhlenboden schliefen, vielleicht auf etwas Laub. Sie wollten die beten und singen hören, die es fast Tag und Nacht machten. Sie wollten dies ihnen ganz unmöglich Vorkommende aus der Nähe erleben.

Die Kirche blieb halb leer.

Ulrich schickte die Neugierigen nicht fort. Er und sein Mitbruder Cono versuchten, mit ihnen zu beten, zu singen,

wie sie es von ihrem Priester schwach kannten. (Was sie beteten und sangen: siehe Tagesplan der Kluniazenser.)

Besonders das Gebet des Herrn, das Vaterunser, kam klar und tief aus dem Herzen des älteren Mönches, und diejenigen, die mitgebetet hatten oder nur zugehört, sagten: «Er betet anders als unser Priester. Von ihm geht eine grosse Kraft aus. Er kann uns froh und stark machen!»

Ein Bär mit dickem Winterfell würde in der Höhle leben können, nicht aber die

zwei Fremden. Solches war für die Menschen auf dem Roggeresberg ausgemacht, wohl daher, weil sie Christus nur dem Namen nach kannten.

Eines Tages führten zwei Frauen eine dritte vor Ulrich. Dieser sah sofort, dass vor ihm eine Kranke stand: hoch geschwollene Haut an Armen, Beinen und Kopf. Die Frau biss auf die Lippen – vor Schmerzen.

Eine der Begleiterinnen erzählte: «Meine Schwester ist schon lange krank. Sie ist voll Wasser. Wir haben sie mehrmals durch eine Erdgrube gezogen, in einen hohlen Baum hineingestellt. Aber sie ist noch immer krank.»

Jetzt schrie die Kranke auf: «Wahrhaftiger Diener Gottes! Helft mir, Ihr könnt es! Habt Mitleid mit meinem Unglück, rettet mich!»

Und die Frau brach in Tränen aus.

Der Heilige wusch mit Wasser die kranken Glieder ab. Dann sprach er: «Frau, du glaubst. Christus, heile sie durch die Kraft Gottes.»

Einige Tage später erfreute sich die Frau einer guten Gesundheit.

Von Christus hatten die Bauern schon früher gehört, ihn aber wieder vergessen und nie recht an ihn geglaubt. Nun aber hatte einer dieser Mönche, der ältere, durch diesen Christus und die Kraft Gottes eine kranke Frau gesund gemacht!

Das war ihnen ganz fremd, unverständlich, es rüttelte sie auf, und sie sagten: «Dieser Christus muss doch leben, sonst könnte er einen Menschen nicht gesund machen. Er ist vielleicht Ulrichs Freund und hat dessen Wunsch erfüllt. Und das ist auch wahr: Ulrich ist ganz anders als wir und sogar Cono. Wahrscheinlich kann er auch mit Gott reden.»

Der Priester von Roggeresberg hatte immer weniger Besucher in der Kirche.

An milden Wintertagen stand Ulrich vor der Höhle und predigte zu den Vielen: «Gott der Herr ist Euer Vater, ist Euer Gott, aber auch Christus, sein Sohn. Euer geheimer Glaube an Wodan und Donar ist Aberglaube, ist Sünde. Lasst ab von ihnen! Bereut Eure Sünden von ganzem Herzen! Betet zu Christus, dass er sie Euch vergeben möge! Er ist für alle zur Vergebung der Sünden gestorben! Glaubt an ihn!»

An einem andern Tag führten zwei Männer einen wild um sich schlagenden Mann vor die Höhle. Ulrich sah sofort: Der Mann hatte den Verstand verloren.

Einer der Begleiter meldete: «Mein Bruder ist im Kopf krank. Ein Dämon oder ein Teufel ist in ihm. Der Dämon will ihm das Herz aussaugen. Wir haben ihn schon oft ganz nahe an ein heißes Feuer gestellt und festgehalten, damit der Teufel verbrenne. Wir haben den Dämon aus ihm schlagen wollen.» Ulrich sah, wie der Arme blutige Wunden hatte, ein blaues Auge.

«Der Dämon ist noch immer in ihm und will... ich habe es gesagt.»

In der darauf folgenden Messefeier wollte Ulrich dem Kranken, der noch immer von zwei Männern gehalten werden musste, das heilige Brot reichen. Das aber wollte der Teufel nicht gestatten, und die Umstehenden hörten ein Geschrei wie von einer Herde wilder Tiere. Ununterbrochen betete Ulrich weiter, auch wenn der Mann schrie, dass sich die Umstehenden die Ohren zuhielten und zurück traten.

Aber Ulrichs Gebetskraft erlahmte nicht, bis der Mann ruhiger wurde, der Dämon von seinem Opfer abliss.

Ohne Begleiter konnte er in sein Haus zurückkehren. Begreiflicherweise erwarben sich die Mönche dadurch in reichem Masse die Achtung und Verehrung der Bevölkerung und für das neue Kloster viele Sympathien.

Diese Hingabe erweckte den Neid zweier benachbarter Priester, die den Verlust ihres Einkommens befürchteten. Deshalb sprach der eine von ihnen an einem hohen Festtage: «Es ist in diesen Ggenden ein Giftkraut erwachsen, welches mit seinem Pesthauch den ganzen Boden verderben wird, wenn es ihm gelingt, Früchte hervorzubringen!»

Die versammelte Menge, durch diese Worte heftig bewegt und erschreckt, wünschte das Kraut zu sehen, damit es mit der Wurzel ausgerottet werden könne. Darauf entgegnete jener Prediger, den Keim seiner Bosheit in ihre Herzen senkend: «Jene Mönche, welche vom Kloster Cluny in diese Gegend gekommen, sind durch ihre Heuchelei, ihren Geiz und Neid eurem Heile durchaus schädlich, wenn sie unter euch wohnen und ihrer Predigt schädliche Samen in euren Herzen Wurzeln schlagen, alles Gute, was meine Mühe und Arbeit in euch gepflanzt hat, aufs Schnellste verderbend, so dass ihr keinerlei Früchte der Tugend hervorbringen könnt. Bittet daher Gott, dass nicht ihre verderbliche Lehre und falsche Heiligkeit eure Sinne gefangen nehme und den Stand des Heils euch verderbe.»

Nach diesen Worten erhob wirklich ein Teil des Volkes abscheuliche Gebete um der Mönche Entfernung; die Erfahreneren aber hielten sich ruhig und erwogen die Sache in ihrem Herzen. Bald hörten die Mönche von dem, was jener Priester mit schäumendem Munde gegen sie geredet.

Es begab sich aber, dass derselbe Kirchherr in Geschäften auf dem Berge (hier ist gemeint die Umgebung von Rüeggisberg, die ja immer wieder auf «Berg» anklingt in Roggeresberg, Ruakersberg, Mons Rueggerii, Rugeresberch u. ä., siehe Wäger, 20) wandelte und von der Nacht überfallen, nicht heimkehren konnte. Ängstlich was tun, da die Finsternis der Nacht und der schlechte Weg jede Rückkehr unmöglich machte, zwischen Furcht und Hoffnung schwiebend, blieb ihm nichts anderes übrig, als bei den Mönchen, die er so schmählich verleumdet hatte, Zuflucht zu suchen. Als der heilige Ulrich seines Widersachers Ankunft erfuhr, wollte er nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern eilte ihm entgegen, nahm ihn mit freundlichem Gesicht auf und führte ihn zum Gebet, worauf er ihn mit Umarmung und Friedenskuss willkommen hiess, ihm alles Nötige bereitwillig darbot. Am andern Morgen lieblich entlassen, stellte der Priester, von Gottes Geist getrieben, sich vor Augen, wie gütig und dienstfertig er von denen aufgenommen worden, gegen die er Giftpfeile geschossen hatte, und er erhob am nächsten Sonntag nach feierlicher Messe in Gegenwart des Volkes, die Mönche Christi, die er so geschmäht, mit den höchsten Lobsprüchen, erklärte sich der Verleumdung schuldig und bat solche Sünde öffentlich dem Herrn ab. Von nun an verband ihn treue Freundschaft mit den Mönchen, deren musterhafte Tugend er allen empfahl, und war mit seinen Pfarrkindern eifrig bestrebt, ihnen bei Vollendung des Baues behilflich zu sein.» (Wäger, 23 ff.) (Man vermutet, dass es sich nicht um den Pfarrer von Rüeggisberg, sondern um denjenigen von Thurnen handelte, denn der Rüeggisberger hätte sich wohl auf dem «Berge» nicht verirrt.)

Bernische Klöster 1

A. Das Cluniazenserpriorat (jüngeres Benediktinerkloster) Rüeggisberg

1. Vom Bau des ersten Klosters

Darüber schreibt Wäger, 28: «Über die Gebäude selbst vernehmen wir gar nichts. Die Vita posterior berichtet nur: „Nachdem das Kloster errichtet und alles der Regel gemäss angeordnet war“ usw., kehrte Ulrich nach Cluny zurück. Wir sind daher nur auf Vermutungen angewiesen. Klein wird die Anlage allerdings gewesen sein. Noch hundert Jahre später spricht Berchtold von Zähringen von Rüeggisberg als von einem *Klösterlein* (*coenobiolum*).

So werden sich die Anlagen auf die nötigen Wohn- und Wirtschaftsräume für etwa vier oder fünf Mönche beschränkt haben: Clausur, Dormitorium, Refektorium, Küche und eine Herberge für Arme und Fremde. Dazu kamen noch einige Speicher (grangia) zur Aufnahme der Naturalzinsen und Zehnten, sowie der Erträge des klösterlichen Sallandes, nebst den Wohnungen der dasselbe bebauenden Knechte. Das Ganze war wohl mit einer Mauer geschützt.

Dass die Mönche schon damals eine Kirche hatten, ist kaum anzunehmen. Vermutlich benutzten sie anfangs die ihnen von Lüthold geschenkte Pfarrkirche des heiligen Martin. Innerhalb der klösterlichen Anlage befand sich wahrscheinlich ein Oratorium (Bethaus) oder höchstens eine Kapelle. Der Bau der grössten Klosterkirche, deren spärliche Überreste noch heute die liebliche Anhöhe krönen, fällt erst ins 12. Jahrhundert.»

Zur Rekonstruktion von Rüeggisbergs erster Klosteranlage ist von Interesse eine Klosteranlage in Cluny – um 1000: «An die Kirche war das *Capitulum* angebaut..., an welches das *Auditorium* und die *Camera*, ein langes Gebäude, sich anschlossen. Im rechten Winkel folgte wahrscheinlich das *Armenhaus*, *Cellerarium* und *Refektorium* mit der Küche. Dann kam wieder im rechten Winkel bis zur Kirche das langgestreckte *Dormitorium*. Zwischen diesen Räumlichkeiten

lag der *Kreuzgang*.» Innerhalb der Klostermauer gab es einen Raum für Fremde und Arme. (So Sackur, 2/373)

Auch Hahnloser, der 1938 bis 1947 die Reste des einstigen Klosters ausgrub, nimmt eine erste Anlage an, obwohl er darüber keine Einzelheiten erwähnt.

2. Wie Cono ein cluniazensischer Mönch geworden war

Cono hatte viele Geschwister. Die unbegüterten Eltern waren daher froh, dass der bescheidene, mutige Knabe Mönch zu werden begehrte.

Conos Vater begab sich daher eines Tages ins Kloster zu Cluny und eröffnete dem Abte Odilo das Begehren seines Sohnes. Wahrscheinlich begleitete der Knabe seinen Vater, und er hatte wohl dem prüfenden Abte einige Fragen zu beantworten, unter anderem ob er immer gesund oder kränklich sei. Der Abt prüfte auch Gehör und Singstimme. (Das Kloster hatte allerlei Erfahrungen gemacht mit Häusern «voll von Kindern», s. Tomek, 235.) Cono machte auf den Abt einen guten Eindruck. Odilo gab daher die Weisung, die *Übergabe-Urkunde* zu schreiben. Mit der Übergabe der Urkunde wurde dem Vater gesagt, er müsse an einem bestimmten Tag mit zwei Zeugen, der Urkunde und dem Sohne ins Kloster kommen.

Am vereinbarten Tage, vielleicht nach der Messe, standen die Eltern, zwei Nachbarn und der Knabe Cono vor dem Altar. Conos linke Hand war umhüllt mit einem Stück des Altartuch.

Nachdem die Klostergemeinde das Kyrie eleison – «Herr, erbarme dich unser» – gesungen hatte, trat der Abt Odilo zu der Laiengruppe vor dem Altar. Der Knabe Cono löste das Urkundebergament aus dem Altartuch und reichte es einem dienenden Mönch – wohl dem Sakristan. –

Der Sakristan las die Urkunde:

Ich, Albertus Daudet, bringe Gott und den heiligen Aposteln Petrus und Paulus diesen Knaben namens Cono dar. Indem er das Altartuch in seiner Hand hält und obschon er das noch nicht begreift, opfere (weihe) ich ihn auf den Namen der Heiligen, deren Gebeine in diesem Altar enthalten sind, und vor dem gegenwärtigen Abt Odilo.

Ich bringe das Kind und übergebe es vor diesen Zeugen in aller Form und endgültig auf diese Weise, dass es vom heutigen Tag diesem Knaben nicht erlaubt sein soll, unter dem Joch der Regel (der Benediktinerregel) weg zu gehen, sondern dass er selber erkennen möge, dass er getreulich nach dieser Regel dienen soll, dem Kloster und dem Herrn. Er soll mit andern zusammen in dankbarem Sinne kämpfen. (Benedikt von Nursia betrachtete das Mönchtum als einen Kriegsdienst.) Und damit dieses Gelöbnis fest bleibe, legen die Zeugen ihre Hand auf den Altar und bekräftigen es mit ihren Handzeichen. Die Zeugen sind Henricus und Adolpus Lorain von Cluny. Im Jahre des Herrn 1060 (übersetzt nach Tomek, 236).

Feierlich traten die Zeugen zum Altar und vollbrachten die heilige Handlung.

Der Praeceptor stimmte wohl einen Lobgesang an.

Cono umarmte seine Eltern. Dann schritt er rasch mit dem Kämmerer davon. Der Mönch führte ihn in die Kleiderkammer. Da zog Cono seine bisherigen Oberkleider aus und zog diejenigen eines Novizen an: ein Leinenhemd, das schwarze, weitärmlige Oberkleid mit der Kapuze der Novizen.

Bei der nächsten Messe erhielt Cono ein Stücklein Abendmahlbrot und Wein.

Nach der Messe reichte Odilo dem Knaben zudem die *Cuculla*, bei den Cluniazensern eine Art Tunika ohne Ärmel, die nur so breit war, dass sie sich unter den Armen enge an den Körper schloss und so lange, dass sie bis zu den Fersen reichte und durchaus den Körper umgab (Tomek, 249). Die Cuculla war ebenfalls schwarz, und der Abt überreichte sie dem Knaben mit den Worten:

«Zieh an den neuen Menschen der Demut», und, indem er die Cuculla mit Weihwasser besprengte, «dieses Gewand ist heilig und es bindet dich an Gott, die Heiligen und das Kloster! Von heute an bist du in die Klostergemeinde aufgenommen als des Klosters Novize!»

Tag und Nacht wurde Cono von seinem Novizenmeister oder Magister beaufsichtigt. Er «hat sein Bett neben dem des Wächters (des Novizenmeisters); ohne ihn darf er nicht zu Bett gehen und es verlassen. Muss der Jüngling nachts aufstehen, so weckt er seinen Hüter, indem er seine Kopfpolster oder seine Decken berührt; der Mönch zündet die Laternen an und sie gehen zum Notwendigen; nicht eher wird sie vom Wächter ausgelöscht, als bis der Jüngling wieder liegt».

Oder am Tage: «Nur mit seinem Wächter darf er darin (in der Klosterküche) arbeiten. Er muss ihn dort sorgfältig beauf-

sichtigen und wegen Nachlässigkeiten unaufhörlich zurechtweisen; denn was in seiner Gegenwart ohne Rüge gefehlt wird, fällt auf den Mönch zurück» (beide Zitate aus Bühler, 137).

Im Refektorium waren die Knaben bei den Mahlzeiten an die Tische verteilt «und zwar so, dass jedem Mönch gegenüber ein Knabe stehend ass. Jedem Bruder war die Aufsicht über sein Gegenüber anvertraut und er hatte jede Unart beim Essen zu bestrafen» (Tomek, 239).

Schwerer als stets bewacht zu werden, musste Cono aber dieses ankommen: «Wenn das Zeichen die Brüder in nächtlicher Stunde zu den Nokturnen (nächtliche Gottesdienste, Teil der Matutin), mussten die Kinder sich erheben; vor den Betten stand der Magister mit der Rute in der Hand, um bei Säumigen etwas nachzuhelfen. Während der Konvent (die Mönchsgemeinde) die sieben Busspsalmen zur Vorbereitung betete, erschien der Magister mit seiner Schar; jede Verzögerung war unmöglich gemacht, denn er musste die drei sich anschliessenden Orationen (Einzelgebete zum Beispiel für das Wohl der Kirche, für einen kranken Mönch unter anderem) schon selbst beten. Sowohl bei den Nokturnen und bei den gesungenen Messen hatten die Knaben zu psallieren, die Responsorien (Wechselgesänge) und übrigen liturgischen Texte mitzusingen, und wehe dem, der bei der Psalmodie einen Fehler machte oder vielleicht einschlief. Ohne Verzug musste er fucus (Obergewand) und cuculla ablegen und bekam so bis aufs Hemd entkleidet vom Prior oder vom Magister seine Schläge mit dünnen Ruten» (Tomek). Cono lernte erst lesen, dann schreiben.

Seine wichtigste Pflicht des Tages war das Lesen des *Märtyrerkalenders*. Da stand zum Beispiel zu lesen: «22. Herbstmonat 300 n. Chr., Mauritius; 30. Herbstmonat um 300 n. Chr., Urs und Viktor; 11. Herbstmonat um 300 n. Chr., Felix und Regula; 21. Jänner 861, Meinrad» (s. *Märtyrerkalender* in Fischer, 278).

Aber diese Daten waren langweilig. War die tägliche Gerichtsversammlung, das Kapitel – wo man sich eigener Fehler anklagte oder über Kameraden Klage führen musste vor dem Magister, wo man Rutenstreiche, die nicht länger als ein kurzes Glockenzeichen dauern durften, empfing – vorüber, so war leises Reden oder Lesen eines Buches gestattet. Da erbat sich Cono ein Buch mit Märtyrergeschichten. Hier fand er, was sein Herz begehrte: «Von Sankt Mauritius und der Thebäischen Legion, Urs und Viktor,

Stadt und Landpatrone, Felix und Regula an der Limmat, Meinrad mit den Raben, Germanus im Birstal.» (Die angeführten Geschichten finden sich in der «Gschichtetrucke» von C. Englert-Faye und in Fischers Legendenbuch.)

Die Legenden erregten den Knaben derart, dass er die Zähne zusammenbeissen musste, um das gebotene Stillschweigen nicht zu brechen. Jeden Tag mahnte der Magister: «Ehe der Novize Mönch wird, darf er nur selten sprechen. Die Orte aber, an denen im Kloster nach der Überlieferung und den Bestimmungen unserer Väter ein immerwährendes Stillschweigen zu beobachten ist, sind diese: Kirche, Schlafsaal, Klosterkirche. Wird an einem dieser Orte, sei es bei Tag oder Nacht, nur ein Wort gesprochen und gehört, so muss man freiwillig um Verzeihung bitten. Wenn ein Novize irgend etwas ohne Buch spricht oder beim Sprechen nicht sogleich in das Buch sieht, dann wird das beurteilt, als hätte er das Stillschweigen völlig gebrochen.» Um sich aber mit den andern zu verstündigen, hatte Cono allerlei Zeichen zu erlernen: Ein Kreis, der durch die beiden Daumen und Zeigefinger hergestellt wurde, bedeutete das Brot, da dasselbe gewöhnlich rund war. Das Zeichen für Bohnen bestand einfach in der Berührung des Daumens und des Zeigefingers (Tomek, Bühler). Wollte man Fisch anzeigen, so ahmte man die Bewegung der Schwanzflosse im Wasser nach.

Als nun Cono zum Jüngling herangewachsen war, sich an das harte Klosterleben gewöhnt hatte und darauf beharrte, Mönch zu werden, der Magister ihn daher dem Abte empfahl, konnte er eines Tages in der Kirche vor der Klostergemeinde die Profess oder das Mönchsversprechen ablegen (Professformel aus dem Lateinischen übersetzt): «Ich Bruder Cono verspreche, ein treuer (oder beständiger) Mönch zu sein und mich guter Sitten zu befleissen und Gehorsam gemäß der Regel des heiligen Benedikt vor Gott und seinen Heiligen zu üben in diesem Kloster, welches erbaut wurde zu Ehren des heiligen Benedikt und der Apostel Petrus und Paulus. Dies verspreche ich in Gegenwart des edlen Abtes Odilo!»

Dreimal warf sich Cono zur Erde, betend: «Nimm mich auf, o Herr, nach deinem Wort und ich werde leben!» Der Abt segnete ihn, jeder Mönch umarmte und küsste ihn. Nach der Profess musste er noch drei Tage Stillschweigen bewahren, täglich den Friedenskuss der Mitbrüder

und die Kommunion empfangen und zum Zeichen der stillen Zurückgezogenheit die Kapuze auf dem Haupte behalten.

Jetzt erst führte ihn der Kämmerer wieder in die Kleiderstube und reichte ihm die *Gewänder eines Cluniazensemönchs*: zwei Oberkleider, zwei Cucullen, zwei Hemden, ebenso viele Lententücher (wohl als Unterwäsche), zwei Paar Schuhe mit Riemen, ein Paar Filzpantoffeln für die Winternächte, ein ungefüttertes Paar für den Nachtgottesdienst im Sommer, fünf Paar Strümpfe, zwei Paar höhere Schuhe für den Winter, drei Pelzröcke, eine pelzgefütterte Kapuze. (Vgl. die einfache Garderobe des Benediktiners Thüring in Trub). Aber auch ein Kopfpolster, je eine leichte und schwere Decke (Kotze), eine aus buntem Tuch, eine Schnur für die Lendentücher, einen hölzernen Kamm mit Futteral und ein Büchslein mit Nadel und Zwirn, einen Riemen, an dem das Messer in der Scheide hing, reichte man Cono.

Dann begann für ihn das eigentliche mönchische Leben der Cluniazenser. Es wurde – wie wir bereits gehört haben – unterbrochen durch den Befehl des Abtes Hugo, mit Bruder Ulrich zusammen in Rüeggisberg ein Kloster zu bauen.

3. Der Prior Cono und die Klosterfamilie

Als das Klösterchen Rüeggisberg gebaut war, befahl sehr wahrscheinlich der Abt Hugo noch ein halbes Dutzend junge Mönche aus dem Mutterkloster Cluny zu Ulrich und Cono. Als die Klosterfamilie dann vielleicht zehn Mitglieder zählte, erschien eines Tages ein Bote aus Cluny:

«Es ist der Wille des edlen und hochwürdigen Abtes Hugo von Cluny, dass:

Bruder Ulrich unverzüglich nach dem Mutterkloster zurückkehrt. Der Abt kann ihn als seinen Schreiber nicht mehr entbehren. Bruder Cono ist zum Prior und Leiter des Klosters Rüeggisberg ernannt. So ist es der Wille der ältern Brüder und der meinige. Gott segne die Reise des Bruders Ulrich, Gott segne den neuen Leiter Cono!»

Lange kniete Cono vor dem Bild des Gekreuzigten und erbat sich dessen Hilfe in der grossen Verantwortung gegenüber Gott und dem Mutterkloster in Cluny. Dachte er wohl, was die Regel über den Prior besagte?

«Lässt sich der Prior irgendwelche Vergehen zuschulden kommen oder zu stolzer Überheblichkeit verleiten oder wird er der Verachtung der heiligen Regel überführt, so ermahne man ihn bis zu vier Malen. (Ermahnungen durch Visitatoren

von Cluny.) Bessert er sich nicht, so schreite man mit der in der Regel festgesetzten Strafe gegen ihn ein (Ausschluss von der Messe, vom Tisch u. ä., s. Regel, Kapitel 23 ff.). Erfolgt auch so keine Sinnesänderung, dann werde er seines Amtes als Prior entsetzt... Ist er auch hernach in der Gemeinschaft nicht ruhig und gehorsam, so werde er sogar aus dem Kloster ausgestossen.» (Regel, Kap. 65)

Verantwortlich war er für die regelrechte Durchführung des *Tagesplanes*:

Die Cluniazenser waren ja Benediktiner. Das «Bete und arbeite» des Mönchsvaters Benedikt legten sie aber neu aus, sie reformierten es zu *viel beten, singen, Gemeinschaft, wenig mit der Hand arbeiten*. Die Benediktinische Regel musste daher für das geregelte tägliche Leben der Mönche durch einen Kommentar erweitert werden. Einen solchen Kommentar unter der Bezeichnung «*Gebräuche Clunys*» (lat. *consuetudines*) schrieb der uns bekannte Mönch *Ulrich*.

Diese «*Gebräuche Clunys*» galten für Rüeggisberg neben der Benediktinerregel als Gesetz.

Sommer (Ostern bis Mitte September):
 5. Nachtstunde (heute etwa 2 Uhr): Aufstehen! Nachtgottesdienst: Wenigstens zwölf Psalmen singen und beten; Lesungen aus dem Neuen und Alten Testament, den Schriften der Väter; Prozession – vielleicht vom Südquerschiff durch den Kreuzgang und zurück in die Kirche – dabei Psalmengesang.

Bei Anbruch des Tages: Morgengottesdienst: Psalmen singen und beten, vier Psalmen mehr als die Regel Benedikts vorschreibt, Lesungen aus der Apostelgeschichte.

1. Tagesstunde (heute etwa 6 Uhr): Stundengebet (Prim): Psalmengesang und Gebet, Lesung; 31 Verse mehr beten als die Regel vorschreibt; apostolisches Glaubensbekenntnis und Bekennen der Sünden.

4. Stunde (heute etwa 10 Uhr): Stundengebet (Terz): Psalmengesang und Gebet, darauf Messefeier für die Lebendigen (Küry S. 8, 13), unmittelbar darauf – wenn kein Fest für einen Heiligen auf den Tag fiel – Messe für die Toten des Klosters, einen König oder auch einen armen Hirten.

6. Stunde (heute etwa 12 Uhr): Stundengebet (Sext): Psalmengesang und Gebet.

Darauf Mittagessen und Pause: In der Pause durfte der Cluniazenser sich auf sein Bett legen und lesen, musste aber unbedingtes Stillschweigen beobachten.

9. Stunde (heute etwa 15 Uhr): Stundengebet (Non): Ordnung wie Sext.

12. Stunde (heute etwa 18 Uhr): Vesper: Singen und beten, vier Psalmen mehr als die Regel vorschreibt; Prozession wie nach dem Nachtgottesdienst.

Darauf Abendessen, anschliessend: Schlussandacht (Komplet): Psalmengesang, zwei Psalmen mehr als die Regel Benedikts vorschreibt; Lesung; Gebet, 17 Verse mehr als die Regel es vorschreibt, Segen und Besprengen mit Weihwasser, Verhüllen des Hauptes mit der Kapuze und in den Schlafsaal schreiten.

Einzelheiten zum Tagesplan

1. Die Stundengebete Terz, Sext, Non und Vesper wurden – gegenüber den Vorschriften der Regel Benedikts – durch je 14 Verse Gebet erweitert, das heisst also verlängert, ferner durch die Rezitation von Psalm 69 für die Lebendigen und 141 für die Toten.

2. Die besondere Verehrung der *heiligen Maria* brachte es mit sich, dass ihr in Rüeggisberg wohl 1 bis 2 Altäre geweiht waren. Kein Stundengebet ging zudem vorbei, ohne dass die Mönche beteten: «Alleluja, da du den Herrn geboren, o Jungfrau bitte für uns!»

3. Fast jeden Tag wurde eines *Heiligen* gedacht. Nach dem Morgengottesdienst sangen und beteten die Cluniazenser: «Heiliger Benedikt, heiliger... bitte für uns!»

4. Es war nicht leicht, sich vom Nachtgottesdienst zu drücken: «Während der Nokturnen macht ein Bruder mit der hölzernen Laterne die Runde durch den Schlafsaal. Findet er einen Schläfer, so hält er ihm die Laterne vor die Augen. Der Erwachte hat dann die weitere Runde im Saale zu machen. Erwacht er aber nach dreimaligem Vorhalten der Laterne nicht, dann lässt der Laternenträger sein Licht vor dem Bette stehen, damit der Schläfer nach dem Erwachen die Durchsuchung des Schlafraumes vollende» (Tomek, 191). Der Prior kannte seine paar Mönche wohl!

5. Hatte ein Bruder trotzdem den Gottesdienst versäumt, musste er sich im *Kapitel* – der Versammlung der Klostergemeinde unter dem Vorsitze des Priors – verantworten. Vermutlich rief die Schelle die Brüder nach der Prim in den Kapitelsaal. Hier wurde in erster Linie ein Kapitel aus der Regel oder den «*Gebräuchen*» vorgelesen und erklärt. Dann aber begann die Untersuchung und Verurteilung von Übertretungen: «War er (der Mönch) sich einer Übertretung der klösterlichen Ordnung bewusst, dann bekannte er auf dem Antlitz liegend, ebenso wenn er von einem andern verklagt wurde, in welch letzterem Fall er auch einen Streich auf den Rock empfing zur Strafe, dass er sich nicht selbst gemeldet. Nach dem Geständnis oder der Anklage

entschied der Abt (oder der Prior, wenn er vom Abte von Cluny dazu geweiht worden war) über die Art der Strafe, ob er geschlagen oder in culpa leviori (in leichterer Schuld) sein solle. Ein solcher Fehler, der eine culpa levior nach sich zog, war zum Beispiel das Versäumen einer Hore (Stundengebet; wohl auch die Versäumnis eines Gottesdienstes anderer Art).

*

Eine culpa levior musste dadurch gesühnt werden, dass der Mönch sich zu den preces (Gebete, Bitten) der Nokturnen und der anderen Horen vor den Altarstufen im Chor niederwarf. Er durfte nicht mitopfern, nicht das Evangelium küssen, war vom Friedenskuss und der Kommunion ausgeschlossen, bis ihm die Absolution vom Abt (Prior) durch einen Bruder übersandt wurde. (Verfehlungen der Mönche vor dem Volke wurden auch vor dem Volke gesühnt, nach dem Grundsatz des Abtes Hugo von Cluny: «Eine Klostergemeinde wird dadurch entehrt, wenn sie den Fehler eines Mönches ungestraft lässt.» Über schwerere Strafen siehe Tomek, 267 und Benedikt, Kapitel 23 ff.)

Ora et Labora!

Der umfangreiche Gottes- und Heiligen-dienst liess nicht mehr viel Zeit übrig für die *Handarbeit*, die bei den ältern Benediktinern einen festen Bestandteil des täglichen Lebens bildete. Die Rüeg-gisbergermönche übten sie daher nur in folgenden Fällen aus:

Das Kloster erhielt etwa Wald – wie denjenigen auf dem «Guggersberg nahe beim Kloster» – unter der Bedingung, dass die Mönche ihn rodeten. Dann wurden bestimmte Arbeitstage abgehalten, derart, dass Prim und Kapitel abgekürzt wurden und der Prior befahl: Lasset uns zur Handarbeit gehen! Der Gottesdienst aber brach damit nicht ab, denn (so schreibt Tomek, 244) der ganze Konvent, die Knaben voran, ging paarweise und Psalmen singend zum be-stimmten Platz, wo der Abt (Prior) das Deus in adjutorium (Gott steh uns bei!) anstimmte, dann ein Pater noster rezitieren liess, worauf die Tätigkeit begann. Aber auch während derselben ruhte das Gebet nicht, denn man rezitierte die Horen des Tages (Psalmen und Stundengebete). Dauerte die Arbeit noch länger, dann begann man mit dem 119. Psalm und betete das Psalterium auswendig zu Ende. Nach Schluss der Verrichtung winkte der Abt (Prior) die Brüder näher zu sich heran, liess etwas Weniges vorlesen, um daran eine Ansprache anzuschliessen, die irgend ein Thema aus dem Leben der Väter behandeln sollte.

Der Vorleser las vielleicht folgende kleine Geschichte aus dem Leben des heiligen Benedikt: Der Gotenkönig hatte gehört, dass der Heilige die Gabe der Weissagung besitze.

Also begab er sich in die Nähe des Klosters, machte da Halt, um seine Ankunft zu melden. Sogleich wurde ihm vom Kloster der Bescheid gebracht, er möge eintreten. Da kam er auf den Gedanken, wie er denn ein verschlagener Charakter war, ob der Mann wirklich den Geist der Weissagung habe. Er hatte aber einen Schwerträger, der hiess Riggo; dem gab er seine Schuhe, liess ihn seine königlichen Gewänder antun und befahl ihm, er solle zu dem Manne Gottes gehen, wie wenn er der König wäre. Als Gefolge gab er ihm drei Grafen mit. Sie sollten den Riggo vor dem Mann Gottes als den König Totila ausgeben und ihm zur Seite gehen. Er gab ihm noch anderes Gefolge und Schwerträger mit, damit er gewiss durch das Gefolge und durch seine Purpurgewänder den Anschein eines Königs erwecke. Als nun Riggo in den Prachtgewändern und mit dem grossen Gefolge das Kloster betrat, sass der Mann Gottes in einiger Entfernung ihm gegenüber. Als er sah, wie er hereintrat, rief er ihm, sobald ihn Riggo hören konnte, entgegen: «Lege ab, mein Sohn, lege ab, was du an hast, das gehört nicht dir!» Und sogleich fiel Riggo zur Erde nieder, denn er erschrak, weil er diesen Mann hatte zum besten halten wollen, und auch alle andern, welche mit ihm zu dem Manne Gottes kamen, fielen jählings zu Boden (nach Gregor, Kapitel 14).

Nach der Rückkehr erhielten die Brüder die Erlaubnis zu sprechen und bekamen, wenn es dem Abt (Prior) gut schien, einen Trunk Wein, der mit Honig und Wermuth versetzt war.

Eine andere Gelegenheit zur Handarbeit bot die *Herstellung des Abendmahlbrotes, der Hostien*: «Der Weizen, der von bester Qualität war, musste Korn für Korn ausgelesen und von den Brüdern selbst gewaschen werden. Der ausgewählte Teil wurde in einen eigens zu diesem Gebrauch bestimmten Sack gegeben. Diesen trug ein verlässlicher Laienbruder (in Rüeggisberg wohl ein Mönch selber) in die Mühle. Dort musste er zuvor die beiden Mühlsteine abwaschen, sie oben und unten mit Decken bedecken, sich selbst mit der Alba (Messgewand, der rockartige Teil) bekleiden und den Amiktus (Kragen des Messobergerandes) so über das Haupt binden, dass nur die Augen frei blieben. Das Mehl wurde dem Apocrisiar (Sakristan: Verantwortlicher für den Kirchenschatz, die kirchlichen Geräte und Kleider u. ä.) gebracht, der zum Backen der Hostien zwei Priester (in Rüeggisberg wohl einen Mönch mit Priesterweihe) heranzog. Diese zogen nach den Nokturnen ihre Schuhe an – zum Gottesdienst trugen sie ja Filzpantoffeln –, wuschen Antlitz und Hände und kämmten sich. Darauf hatten sie Laudes (die Lobpreisungen), die Prim und die sieben Busspsalmen mit der Litanei am Altare des heiligen Benedikt für sich zu rezitieren.

Dann bekleideten sie sich mit den Messgewändern. Der eine brachte auf einer blanken Tafel den Teig und besprengte ihn mit kaltem Wasser, damit die Hostien dadurch desto weisser würden. Das Wasser durfte dazu nur in dem Krug gebracht werden, in dem es für die Messen aufbewahrt war. Von zwei andern wurden die Hostien geformt (vermutlich hatten sie wie noch heute eine runde Form, waren aber etwas grösser und dicker), während der andere das Backeisen, in dem für sechs Hostien Platz war, mit behandschuhten Händen auf einem Gestell über ein Feuer hielt, das durch eigens dazu hergerichtetes Holz unterhalten wurde. Die fertigen Hostien wurden mit einem Messer vom Eisen abgehoben und in einen linnenbedeckten Korb fallen gelassen. Während dieses Geschäftes konnten sie die übrigen Chorpsalmen singen. Sonst aber hatten sie strenges Stillschweigen zu bewahren, damit kein Speichel, ja nicht einmal der Hauch des Atems an die Hostien kam. Nach vollendeter Arbeit erhielten die Brüder zum Lohn ein reichlicheres Frühstück» (Tomek).

Eine weitere Gelegenheit bot die *Zubereitung des Essens*. Vermutlich unter der Leitung eines Cellarius oder Dekans (in Cluny waren diese Klosterämter besonders und getrennt; in Rüeggisberg ist nach Wäger nur ein Dekan nachgewiesen) besorgte je eine Woche lang ein Bruder diese Arbeit: «Ihre (der Brüder) Kochkunst brauchte keine bedeutende zu sein, denn der Speisezettel Clunys war für gewöhnlich sehr einfach. Das tägliche Hauptgericht bildeten Bohnen und andere Gemüse. Das für den Mittagstisch bestimmte Quantum Bohnen wurde schon am Abend vorher in Wasser gelegt, damit es weich werde. Am Morgen gingen die Köche nach den Gebeten an die Arbeit, nachdem sie sich vorher die Hände gewaschen hatten. Sie spülten zunächst die Bohnen dreimal, brachten sie dann ans Feuer. Später bereiteten sie das zweite Gemüse, das durch Zutat flüssigen Specks schmackhaft gemacht wurde. Trotz dieser Geschäfte durfte aber der Dienst des Herrn nicht leiden, denn die Köche hatten während ihrer Arbeit die Horen zu beten, zwei sollten an der Missa major (Hochamt) teilnehmen...»

Zum Mittagstisch wurde ausser den erwähnten Gerichten noch das mixtum – Brot und Wein –, am Montag, Mittwoch und Freitag ein Zwischengericht, entweder aus Käse oder vier Eiern bestehend, an den anderen Tagen ein generale – fünf Eier oder Käse – verabreicht. Am Sonntag

und Donnerstag kamen Fische auf den Tisch, an den fünf höchsten Tagen (Feiertagen) erhielt jeder einen Eierkuchen» (Tomek, 255).

Für die Zubereitung des Brotes bestanden bestimmte Vorschriften: «Nach dem Kapitel des Tages wuschen die Brüder sich die Hände, ohne sie abzutrocknen, und begaben sich in die Backstube... Die das Brot ausarbeiteten und formten, durften sich nicht den Schweiss von der Stirne wischen, auch den Mund nicht öffnen, also nicht psallieren, damit kein Speichel in den Teig komme» (Tomek, 244).

Andere Gelegenheiten zur Handarbeit waren *Tisch decken, die Küche sauber halten, die eigenen Kleider waschen* – das durfte nur während der Zeit geschehen, in der das Sprechen gestattet war –, in der Küche sein *Messer schleifen* oder die *Lederschuhe einfetten* – die letzteren Arbeiten aber nur in den Pausen –, *einen kranken Bruder pflegen*. (In den «Gebräuchen» standen darüber genaue Vorschriften, zum Beispiel auch was zu tun war, wenn ein Bruder im Sterben lag – s. darüber Tomek, 273 ff.)

Prior Cono war ferner verantwortlich für die *Durchführung der Barmherzigkeit*.

War ein Cluniazenserbruder gestorben und beerdigt, war die Totenmesse für ihn durchgeführt, so liess der Prior am folgenden Tage alles, was an Wein und Brot bei den Mahlzeiten übrig geblieben war, unter die Armen verteilen. Während den folgenden 30 Tagen wurde zudem die Ration des verstorbenen Bruders den Armen gereicht.

Den Gepflogenheiten Clunys folgend liess der Prior wohl auch einen Bruder die männlichen Kranken besuchen und mit Wein und Brot, Eiern und Käse bescheren. Zu kranken Frauen schickte er einen Klosterdiener. Wenn Cluny ständig 18 Arme kleidete und speiste, so darf für Rüeggisberg Ähnliches im Kleinen angenommen werden. An Allerseelen reichte der als Almosengeber bestimmte Bruder an 12 Arme Schweinefleisch, Brot und Wein. Waren mehr als 12 Arme da, so erhielten die Nichtgelandenen nur Brot und Wein.

«Am Gründonnerstag wuschen sämtliche Brüder je einem Armen die Füsse und darauf nahm der Abt (oder Prior) das mandatum (die Fusswaschung) an allen Brüdern vor» (Tomek, 231). Am gleichen Tage übte der Almosengeber die Fusswaschung bei armen Gästen und Reisenden aus.



Kloster Rüeggisberg und seine Umgebung. Versuch einer Rekonstruktion nach Hahnloser und den erhaltenen Grundrissen

Die *Gastfreundschaft* war eine Selbstverständlichkeit, und arme Reisende erhielten überdies einen Denar (etwa 3 Fr.) Wegzehrung; doch sollten sich so Beschenkte nicht mehr im Orte aufhalten und nicht innerhalb eines Jahres wiederkommen. Nach der Legende wird die Ungastlichkeit *bestraft*. Siehe zum Beispiel die Geschichte «Der Brotberg». In seinen «Sagen des Neuen Testamentes» stellt Dähnhardt dies so dar, dass Christus zu einer Frau kam, die am Backtrog stand und um ein Stücklein Brot bat. Geiz und Ungastlichkeit werden von Christus dann so bestraft, dass die Frau in einen Buntspecht verwandelt wird, der seine Nahrung zwischen Holz und Rinde suchen muss und nicht öfters trinken kann, als wenn es regnet. Vor Durst soll er schreien, und dann wird es bald regnen.

4. Beschreibung der zweiten Klosteranlage Rüeggisberg (Nach Hahnloser und Studer)

Nach Hahnloser ist etwa 100 Jahre nach der Klostergründung (im 12. Jahrhundert) eine neue Anlage vollendet gewesen. Warum eine neue? War die erste für ein halbes Dutzend Mönche zu klein?

Der heilige Ulrich – der Erbauer der ersten Anlage – schrieb die «Gebräuche Clunys» auf. Nach dieser Richtschnur mussten die Cluniazensemönche leben.

So kam es, dass der *Prior* oder Leiter Ulricus – nicht der heilige Ulrich – oft zu seinen Mönchen in Rüeggisberg sagte: «Unser Kloster ist zu klein, wir haben nicht einmal eine Kirche für uns. Und von Cluny haben wir doch den Befehl: „Am

gleichen Tag dürfen nicht zwei Priester, zwei Mönche den gleichen Altar zum Gottesdienst benützen!“ Diesem Befehl können wir erst dann nachleben, wenn wir eine grosse Kirche bauen und das Kloster auch vergrössern. Wir müssen wohl warten, bis wir reicher sind.»

Bis sie reicher waren, vergingen Jahre. Erst um das Jahr 1148 herum waren sie wirklich reicher geworden: Sie besasssen in 25 Ortschaften Häuser, Äcker, Wälder, Wasser, Menschen, von denen sie Geld, Korn, Hühner, Holz, Eier als Zins erhielten.

Das wusste der Abt des Mutterklosters Cluny. Er befahl drei Klosterbauleuten – diese waren ähnlich gekleidet wie die Mönche, jedoch ohne Skapulier – unter der Leitung eines Mönches: «Ihr geht nach Roggeresberg ins Land der Ala-

mammen. Dort baut ihr ein *neues Kloster* samt Kirche. Euer Meister weiss genau, wie ein cluniazensisches Kloster samt Kirche gebaut werden muss. Die *Kirche* muss aussehen wie das *heilige Kreuz*, der Chor hat Nebenkapellen, für die Altäre. Auf der *Kreuzung* von Lang- und Querhaus steht der *Turm*.»

Was nun die Klosterbauleute, ihr Meister und die zu Tagwen verpflichteten Gotteshausleute in jahrelanger Arbeit bauten, zeigt die Abbildung der ganzen Klosteranlage.

Wie eine kleine Stadt – mit hohen Mauern ringsum, mit mächtigem Turm – kommt sie uns vor!

Was wir heute von Südosten her von der einstigen prächtigen Anlage noch sehen, ist ein Teil des *Querhauses* mit den mächtigen Rundbögen. Gegen Osten sieht man noch deutlich den Abschluss des Chores mit den fünf halbrunden *Absiden*, in denen die Altäre standen.

Die *Kirche* selbst war 52 Meter lang, der Mittelturm soll 25 Meter empor geragt haben. («Mit diesen Ausmassen übertrifft Rüeggisberg die damaligen Innenräume der alten Priorate Romainmôtier und Payerne... Erst unsere späteren Kirchen überbieten Rüeggisberg um einige Meter.» – Hahnloser)

Wenn die Leute den Gottesdienst in der Klosterkirche besuchten, traten sie von Westen her ein. Sie betrat dann zuerst einen sieben Meter breiten und über 20 Meter langen Saal – das *Mittelschiff*.

Links und rechts standen je sechs vierseitige *Pfeiler* aus Stein. Sie waren untereinander durch schwere, steinerne *Rundbögen* verbunden und trennten das Mittelschiff von den schmäleren Seitenschiffen. In 10 Meter *Höhe* berührten die Rundbögen die flache Kirchendecke. Da wo die Kirche das Kreuz bildete, wo sich Mittelschiff (Langhaus) und Querhaus kreuzten, standen im *Viereck* mächtige Pfeiler, mit tonnenschweren steinernen Bogen überspannt.

Weiter im Osten, etwas erhöht, stand der *Hauptaltar* mit dem hohen goldenen Kreuzbild. Durch zwei übereinanderstehende Reihen von drei Rundbogenfenstern strahlte das Sonnenlicht herein und erhellte den *Grossen Chor*.

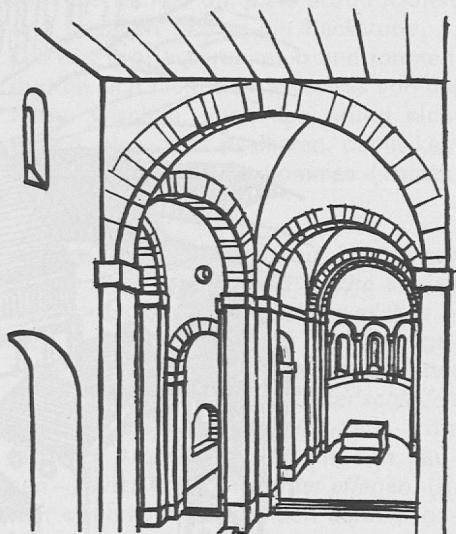
5. Der Prior wacht über die Rechte des Klosters an Bodenzinsen

Welcher Art war ein *Bodenzins* in der Nähe des Klosters?

Im Dorf Guggisberg musste Hans Bürki geben:

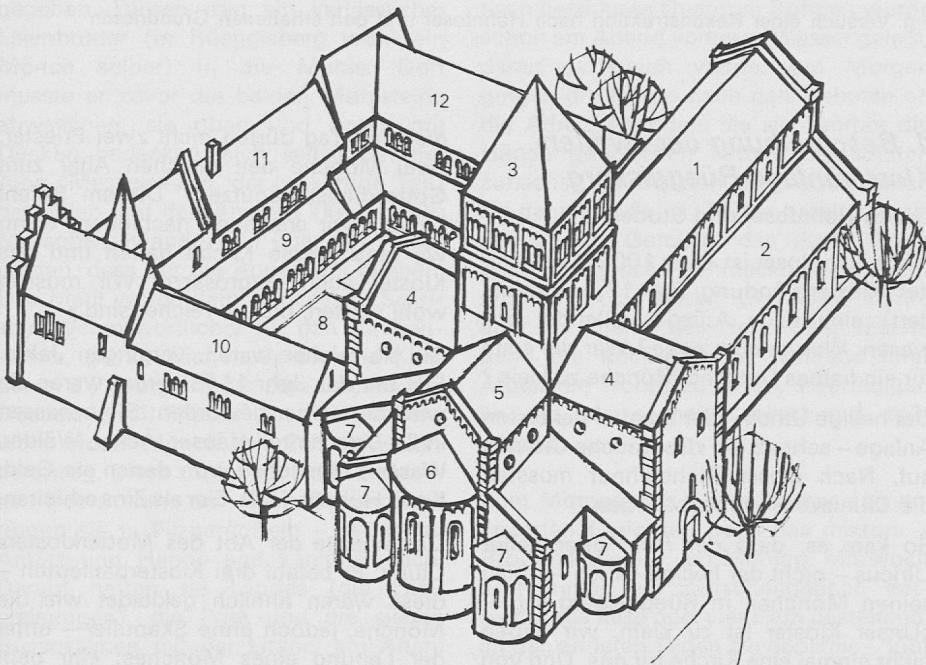
- 10 Schilling
- 2 Pfennige
- 3½ Kopf Dinkel (½ Mütt)
- 1 Mäss Haber (14 Liter)
- 1 altes Huhn
- 2 Käse (von unbestimmtem Gewicht)
- 9 Eier.

Sein Gütchen bestand aus dem Wohnhaus, Garten und 8 Jucharten Ackerland, 6 Jucharten Holz und Feld (Wiesland), dazu 1 Jucharte Holz hinter dem Guggerhorn.



Klosterkirche Rüeggisberg. Blick in die Vierung und Hauptapsis

Hans Bürki und die andern Guggisberger-Pflichtigen, so in «Bösenwart», Gambach, Schindlerenhus, Sutershus, Schmiedenhus, Schwendi, Riffenmatt, Flüelershus und zwölf andere hatten ihre Bodenzinse wie folgt abzuliefern:



- 1 Mittelschiff
- 2 Seitenschiff
- 3 Mittelturm
- 4 Querhaus
- 5 Hauptchor
- 6, 7 Absiden
- 8 Kreuzgang-Garten
- 9 Kreuzgang
- 10 Kapitelsaal
- 11 Refektorium – unten
Schlafsaal – oben
- 12 Gästehaus

Kloster Rüeggisberg. Rekonstruktionsversuch nach Hahnloser und den erhaltenen Grundrissen

Auf St. Martinstag: Pfennigzinsen

Auf Andreastag: Kornzinsen und alte Hühner

Auf Ostern: Eier, danach – bis 14. Juni – die Hähne

Busse für säumige Zinsleute (um 1418): Pro Tag Versäumnis 3 Schilling (25 bis 30 Fr.).

Der Prior hatte zudem das Recht, den Säumigen zu pfänden (Wäger, 192).

Zehnten

Im Jahre 1425 besass Rüeggisberg die *Heu- und Kornzehnten* von Rüeggisberg und Berenried, die Zehnten von Rohrbach und den Kornzehnten von Hinterfultigen, Oberschwanden, Ober- und Niederbütschel. Welchen Wert diese Zehnten hatten, ist nicht angegeben. Ausserdem bezog der Prior die *Zehnten* aller *Haustiere* zu Rüeggisberg, Rohrbach, Schwanden, Brügglen, Hinterfultigen, Baumgarten, Ober- und Niederbütschel (alle Gemeinde Rüeggisberg; Laedrach, 125).

6. Der Prior muss über die besondern Pflichten der Gotteshausleute wachen

Da waren die *Zinsbauern*:

«Der Zinsbauer besass ein Gut des Klosters gegen einen unabänderlichen Zins (BodenZins) als erbliches Lehen. Die Abhängigkeit des Besitzes kam durch die Belehnung und eine Handänderungsgebühr, den Ehrschatz, zum Ausdruck. Diese erbzinspflichtigen Lehensleute waren persönlich frei und nahmen teil an der Gemeindeversammlung, die über Benutzung der Ackerflur und Allmend entschied, und waren nur dem ordentlichen Richter zuständig» (Wäger, 146).

Der Lehensmann, der Zinsbauer hatte die Güter in dem Zustande zu erhalten, in welchem er sie vom Prior zu Lehen empfangen hatte. Andernfalls ist der Prior bei der Aufgabe nicht verpflichtet, die Güter zurückzunehmen, sondern er kann vielmehr den Bauern zwingen, den Schaden wieder gut zu machen.

Klostergüter, auf denen sich Häuser, Speicher und Scheunen befinden, dürfen nur mit ausdrücklicher Bewilligung des Priors verkauft werden.

Die Aufgabe der Lehen an das Priorat kann erfolgen, sofern die Güter gut instandgehalten werden, und zwar auf die Tage, an denen der Zins entrichtet wird – St. Martins-, St. Andreas- und St. Niklaustag.

Ist ein Gut oder Lehen durch den Tod des Inhabers ledig geworden, so sollen der oder die Erben, ehe sie nach dem Begräbnis von der Kirche nach Hause gehen und vom Gute Besitz ergreifen, dem Propst der Kirche von Rüeggisberg oder dessen Statthalter den Tod des Lehenmannes anzeigen und zugleich dessen Güter als Erben fordern, indem sie versprechen, den schuldigen *Ehrschatz* in der Höhe eines Jahreszinses zu entrichten und den *Lehenseid* schwören. (Da die Eidesformel fast gleich lautet wie für Trub, kann hier auf eine Wiedergabe verzichtet werden.) Verweigert der Prior die Übergabe an die Erben, soll der Erbe das Lehen vom Vogte von Rüeggisberg fordern. Werden diese Bestimmungen – Eid und Ehrschatz – nicht eingehalten, so fällt das Gut ohne jeden Schiedsspruch dem Prior anheim.

Wollte einer seine Güter *verkaufen*, so konnte er dies zwar tun, musste jedoch dieselben zuerst dem Prior zum Kaufe anbieten. Wollte der Prior die Güter nicht erwerben, so musste er dieselben dem Käufer verleihen, sofern dieser hinlänglich befähigt war, die Güter zu bebauen und deren Lasten zu tragen. Der Käufer muss auch auf diesen Gütern wohnen.

Hatte der Käufer Eid und Ehrschatz geleistet, so musste der Prior das Lehen ohne Zinssteigerung übergeben.

Verkauft der Lehensmann einen Acker oder eine Wiese seines Gutes, verlor er das ganze Gut, musste zudem das Verkaufte zurückkaufen.

7. Welche Rolle fällt dem Prior zu bei Streitigkeiten über Klostergut oder bei andern Streitigkeiten seiner Gotteshausleute?

Da das Kloster Grundbesitzer ist, hat es damit das *Recht der Gerichtsbarkeit* auf diesem Grundbesitz.

Da hatten die Pächter geschworen «dem gotzhus und dem probst nutz zu fürdren – schaden ze werren». Aber schlechte Naturalzinse konnten trotzdem vorkommen. Der Probst ermahnte dann wohl die Pächter. War die Mahnung fruchtlos, führte er Klage bei der nächstliegenden Gerichtsperson, dem *Ammann*. Dieser lud die Angeklagten auf die Gerichtsstätte, wohl in der Nähe des Klosters. Bei der

Gerichtsverhandlung führte er den Vorsitz; zusammen mit den Beisitzern, den «*Gerichtslüten*», Urteilssprechern, fällt er das Urteil:

«Es wird erkannt, dass Rudi Ammann die „Birchi“, Hans Nussbom die „Lomatte“, Hensli Müller die „Bloematten“, wie alle ihre andern Lehensgüter insgesamt und ohne Unterschied in gutem Zustand erhalten oder alle dem Kloster aufgeben sollen. Zeugen und Urteilssprecher: Uelli Schnider, Hensli von Hasli, Claewo in Mulebach, Hensli von Rorbach» (Wäger, 191).

Für verspätete Bodenzinsablieferung ging's aber mit einer Mahnung nicht ab. Pro Tag Verspätung musste der Pächter um 1400 herum 3 Schilling Busse zahlen. Zahlt er nicht, klagte der Prior beim Ammann und das Gericht fällte dann das Urteil auf Pfändung. Versäumte Zinsablieferung kam oftmals vor.

Die Vogteigerichtsbarkeit

Mit der Stiftung eines Klosters und den Landschenkungen hatte Lüthold von Rümlingen dem Kloster auch die grundherrliche Gerichtsbarkeit übergeben. Den *Blutbann* aber, den er im Namen des Königs ausübte und schon vor der Klostergründung inne hatte, behielt er bei und zwar über die Gotteshausleute und alle anderen. In der damaligen Sprache hiess er *Vogt* (nach Kluge: Richter, Beschützer, Heerführer, Verwaltungsbeamter, Herr).

In seiner Tätigkeit als *Richter über die Gotteshausleute* hiess er *Kastvogt*, in seiner übrigen einfach *Vogt*.

Die weltliche *Vogtei Rüeggisberg* – also Gotteshausleute und andere – bestand nach einer Urkunde von 1500 aus folgenden Höfen und Ortschaften: Rüeggisberg das Dorf, Ober- und Niederbütschel, Mättwil, Tromwil, Ober- und Niederbrügglen, Bomgarten, Bächi, im neuen Ried, Inner- und Ausserfultigen, Schwanden, Helgisried, Rohrbach.

Die *richterliche Befugnis des Vogtes* wurde um 1346 wie folgt umschrieben: «Von erst geben wir us, dass der egenant vogt um nachtbrand, umb todtschlag, um Dübsta, um strassrob und semliche (solche) sachen die lip und gut angan, richten soll» (von Wattenwyl, 22). Diese richterliche Tätigkeit erstreckte sich sowohl auf Gotteshausleute wie andere, denn «die sogenannte Gotteshausvogtei oder Kastvogtei von Rüeggisberg bildete einen Bestandteil der weltlichen Vogtei und ist in dieser enthalten; dem Recht nach wurde die Vogtei immer ungeschieden über die Gotteshausleute und die Vogteileute, welche nicht Gotteshausleute waren, ausgeübt» (von Wattenwyl, 21).

Andere Rechte und Pflichten des Vogtes gegenüber dem Kloster

Um 1480 galt noch immer das Recht des Vogtes auf *Heerbann*: «... denn süllen die lüt des gotshus einem vogt schweren sin recht ze behalten und *sin reisen ze gan* wenn er sie darüber mahnt» (von Wattenwyl, 29).

Kam ein neuer Vogt, «so ergriff er den Ring der Kirchture zu Rüeggisberg mit der linken Hand und schwur mit der rechten Hand einen gelehrten Eid: „der Kirche von Rüeggisberg und den Leuten, welche in die Vogtei gehören (also auch den Gotteshausleuten), Treu und Wahrheit ze leisten und sin und ihr Recht gleich andern Vögten zu beschirmen“ (von Wattenwyl, 41).

Ebenso wichtig wie der Schutz des Rechtes war die Pflicht des Vogtes, das *Kloster gegen rohe Gewalt zu schützen*.

*

Das Kloster musste diese Verpflichtung des Vogtes teuer bezahlen! In einem Vertrag zwischen dem Vogt Kuno von Rümlingen und dem Prior Peter von Cronay, um 1288 herum, lauten die Aufwendungen an den Vogt: 16 Bernpfunde (16x370 Fr.) auf Sankt Michaels-Tag, 40 Mütt Hafer auf Sankt Andreas-Tag.

Auch der Prior steht unter Aufsicht!

So wie der *Abt von Cluny* die Mönche Ulrich und Cono einst nach Rüeggisberg geschickt hatte, befahl er von Zeit zu Zeit *Visitatoren* ins dortige Kloster. Diese Besucher schauten zum Beispiel, ob der Tagesplan richtig durchgeführt werde, die Kirche in einem guten Zustand sei, besonders die Altäre, ob die Armen gekleidet und gespeist würden.

Was sie beobachtet hatten, schrieben sie dem Abt von Cluny.

Alle zwei Jahre musste der Prior nach Cluny reisen und vom dortigen Abt Befehle zur Besserung entgegen nehmen, wenn die Visitatoren ein «schlechtes Zeugnis» ausgestellt hatten.

Aber Prior und Mönch sollen nicht der Laune und Willkür ihrer Umgebung preisgegeben werden. Wer konnte das verhindern? *Der Papst!* Im Jahre 1144 erhielt Cluny und damit auch Rüeggisberg folgenden Privilegienbrief: «Über cluniazensische Mönche soll auser dem Papst und dessen Legaten niemand Exkommunikation (Ausschluss vom heiligen Abendmahl) und Interdikt (Verbot, die Kirche zu besuchen, zu beichten und ähnliches) verhängen können.» Nur der Abt von Cluny dürfe über Cluniazenser-mönche richten oder dann der Papst.

B. Das Benediktinerkloster Trub

Über die Gründung des Klosters

Um das Jahr 1125 muss das Trubertal noch sehr dünn bevölkert gewesen sein. Namen wie «Schneiderhaus, Zürcherhaus, Feldhäusli, Maurerhäusli» deuten auf spätalamannische Besiedlung durch Einzelhöfe. Das Alter der andern Siedlungsnamen ist unbestimmt.

Wie weit das Kloster zu einer dichteren Besiedlung beitrug, ist nicht nachzuweisen. Wenige Namen lassen ja auf das Kloster selber schliessen – einzig das in nächster Nähe der Kirche stehende Bauernhaus «Kloster» und die im NO gelegene «Klosteregg».

Die Gegend war aber für die Anlage eines Klosters vorzüglich geeignet.

Wahrscheinlich um seines Seelenheiles willen kam eines Tages im Jahre 1125 der Freie Thüring von Lützelflüh auf seinen Grund und Boden am Trubbach und suchte einen Bauplatz für ein Kloster. Er fand ihn: «Die kleine Ebene über dem Seltenbach (dem wohl ein Mönch den Namen gegeben hat) und über der Trub war wie geschaffen dazu, gesichert vor dem Hochwasser, nicht im Haupttal selbst gelegen, sondern etwas zurück, mehr geschützt vor Bise und Wetterluft, dazu schön nach Süden gewendet, jeden Sonnenstrahl auffangend.

Eine gute Quelle floss in der Nähe, man konnte sich das Wasser schnell holen, bis ein richtiger Brunnen gemacht war. Vermutlich stand das Kloster am Platze der heutigen Kirche (Nil, 11).

Vielleicht bauten dann Eigenleute des Thüring das Kloster; das Projekt stammte wohl aus St. Blasien.

Wie das Kloster aussah

Der prächtige Rekonstruktionsversuch von Walter Schönholzer auf dem Umschlagbild sei wie folgt ergänzt:

«Die annähernd quadratische Vierflügelanlage von ungefähr 45 Metern Seitenlänge umgab den offenen *Klosterhof*, der vom *Kreuzgang* eingefasst wurde, einem rechteckigen gedeckten Umgang. Die ganze Nordseite wurde von der romanischen *Klosterkirche* gebildet, die um Chortiefe länger war als die gegenwärtige. Im Gründungsbau (nach 1125) bestand sie (die *Choranlage*) aus den annähernd quadratischen Räumen von

Altarhaus und Chor, der von quadratischen Kapellen flankiert war. Das *Schiff* – ein Rechtecksaal – hat alle Umbauphasen und Brände (1414, 1501) überdauert; eine Schranke schied das Schiff am Ort des heutigen Chorbogens vom Mönchschor. Das Westdrittel war ursprünglich als *Vorhalle* abgetrennt...» (Steiner/Roth, 33/34)

In einem *Dachreiter* hing eine Glocke.

Geweiht war die Kirche der Maria, dem heiligen Kreuz und Johannes, dem Evangelisten.

Die Anordnung und Benennung der folgenden Klosterenteile ist eine nur wahrscheinliche, da sichere Nachrichten fehlen:

An die *Südostkapelle* der Kirche schloss sich das Gebäude mit dem Schlafsaal (*Dormitorium*) der Mönche – oben – dem *Kapitelsaal* unten, an. Daran stiess das Eckgebäude mit Bäckerei, Keller, Vorratsräumen. Das nächste Haus enthielt unten die *Küche*, oben den Esssaal (*Refektorium*). *Bibliothek* und *Schreibstube* beendeten den Südflügel. *Abtwohnung* und *Gästehaus* schlossen das Kloster gegen Westen ab. Ein kleineres Gebäude mit Werkstätten stand etwas abseits gegen Norden.

Alle Gebäude bestanden aus Mauer und Holz.

Eine *Umfriedungsmauer*, deren Reste man gefunden hat, hielt das Ganze zusammen; sagt doch Kapitel 66 der benediktinischen Ordensregel: «Wenn immer möglich soll das Kloster so angelegt werden, dass alles Notwendige – Wasser, Mühle, Garten und Werkstätten – innerhalb der Klostermauern sich befindet. So brauchen die Mönche nicht draussen herumzugehen, was für ihre Seelen durchaus nicht zuträglich ist.»

Eine solche Klosteranlage zu modellieren oder mit Karton oder Papier auszuführen, ist reizvoll, und die Fünftklässler werden das gerne tun. Der Anlage in Trub kommt am nächsten die Darstellung in Witzig, 52/3.

Der Klosterbesitz

Der Stifter hat aber auch für das tägliche Leben der Mönche gesorgt: er schenkt 40 Bauerngüter, so im Entlebuch, Wartenstein bei Lauperswil, Langnau, Rüderswil usw. Die Güter sind im ganzen Kanton herum zerstreut, eines ist gar im Kanton Zürich.

Zudem besitzt aber das Kloster innerhalb seiner näheren Umgebung viele Güter. Diese letzteren Güter liegen innerhalb folgender

Grenzen (Urkunde um 1371): «Da der Kenelbach (aus dem Frittenbach) in die Ilfis gat und über Ilfis in den Mühlebach und deshin uf gan Scheidegg.» Darnach gegen Vorder- und Hinter-Blapbach und zur Käseren auf dem Rämisgummen. Von dort zieht sich die Linie, Marbach umfassend, die Ilfis hinab bis zur Mündung des Hämelbaches. Hier folgt sie der heutigen bernisch-luzernischen Kantongrenze bis zum Höchenzi. Von hier zieht sie sich westwärts gegen den heutigen Geissgrat, umfasst den Gohlgraben und zieht sich wieder den Frittenbachgraben hinab... (Laedrach, 30, s. u. a. Karte «Burgdorf und Emmental», Top. Atl. 371, 384 oder Berner Karte.)

Die Insassen

Der Stifter sorgte aber auch für die Besetzung mit Mönchen und Prior (Abt-Stellvertreter): Nach einem Versprechen an Thüring von Lützelflüh sorgte der Abt des Schwarzwälder Benediktinerklosters St. Blasien für die Besetzung des Schwesternklosters Trub. Damit der Fortbestand des Klosters gewahrt blieb, hatte der Stifter sich auch versprechen lassen, «dass kein Prior von Trub abberufen werden sollte, oder er mache sich „grosser unlidlicher misstaten“ schuldig. Ebenso sollten die Truber Mönche nur dann in das Mutterhaus zurückgehen dürfen, wenn sie „so hoch und merklich verlümbedt würden, dass ihnen... in Trub der „ruw und buss abgeslagen wurd.“» (Laedrach, 16)

Der Abt aber hielt sich nicht an sein Versprechen, rief Mönche und Prior zurück und – kam dadurch in den Besitz von Trub und seinen Gütern.

Thüring klagte beim Kaiser Lothar. Lothar entschied: St. Blasien verliert alle Rechte über Trub. Trub erhielt vom Kaiser folgenden *Freibrief*:

1. Trub wird vom König in seinen und seiner Nachkommen Schirm genommen.
2. Kein Richter, Herzog oder Graf und keine richterliche Gewalt darf den jetzigen und den zukünftigen Besitz des Klosters auf irgend eine Art antasten.
3. Die Truber Mönche erhalten das Recht, beim Tode ihres Abtes eine neue Wahl zu treffen...
4. Wer vorstehende Bestimmungen verletzt, zahlt neben dem Schadenersatz eine Busse: «Der Übeltäter soll überdies „vor dem Richtstuhl des göttlichen richters... schuldig sy!“» (Laedrach, 17).

Der Papst bestätigt auch die Rechte des Klosters. Wer sie antastete, sollte nicht nur dem göttlichen Gericht übergeben werden, sondern «befrömbdet werden... von dem heiligen lib und blut gottes, und unseres erlöser Jesus Christi» (also ausgeschlossen vom Abendmahl).

Wer dann – nach dem Bruch mit St. Blasien – Trub mit Mönchen und Abt versah, ist nicht belegt. Erst um 1139 ist erstmals ein Abt Sigfridus bestätigt.

Gehorsam ohne Zögern ist der vorzüglichste Grad der Demut. Denn der Gehorsam, den man dem Oberen leistet, wird Gott erwiesen...»

Gottesfurcht, Erfüllen von Gottes Willen, schweigend im Gehorsam, Beichte, Genügsamkeit, Selbsterneidigung, Hüten der Zunge, Ernsthaftigkeit, bescheidenes und ruhiges Reden, das Haupt zum Zeichen der Demut geneigt halten – das sind die weiteren Stufen der Demut, die zur Gottesliebe führen.

Die Liebe zu Irdischem ist abzutöten:

«Vor allem Gott den Herrn lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und mit aller Kraft. Sodann den Nächsten wie sich selbst lieben. Nichts der Liebe Christi vorziehen... Nichts dem Gottesdienst vorziehen... Vor allem muss dieses Übel aus dem Kloster ausgerottet werden, dass nämlich einer es wage, ohne Erlaubnis des Abtes etwas zu verschenken oder zu empfangen, noch etwas als eigen zu besitzen: durchaus nichts, weder ein Buch noch eine Schreibtafel noch einen Griffel, ganz und gar nichts. Es ist ja den Mönchen nicht einmal erlaubt, über ihren Leib und ihren Willen zu verfügen...»

Keiner strebe nach dem, was er für sich selbst, sondern für die andern von Vorteil hält.»

Nach Gott und Christus gehört das Leben dem Mitbruder im Kloster:

«Die Brüder sollen einander gegenseitig bedienen. Keiner sei vom Küchendienst entschuldigt, ausser er sei krank...»

Um die Kranken soll man vor allem und über alles besorgt sein. Man diene ihnen so, wie wenn man Christus dienen würde... Alles sei allen gemeinsam, wie geschrieben steht (Apg. 4. 32). Diesen Eifer sollen die Mönche mit feuriger Liebe bestätigen:

Körperliche oder geistige Gebrechen anderer sollen sie in aller Geduld ertragen... Die brüderliche Liebe sollen sie einander in reiner Gesinnung erweisen.»

Gibt es blinden Gehorsam?

«Wird einem Bruder vielleicht etwas Schweres oder gar Unmögliches aufgetragen, so nehme er den Befehl des Oberen in aller Sanftmut und im Gehorsam an. Kommt er aber zur Überzeugung, dass die auferlegte Last das Mass seiner Kräfte übersteigt, so lege er seinem Vorgesetzten die Gründe seines Unvermögens ruhig und in geeigneter Form dar, ohne Hochfahrenheit, Widersetz-

Aus der benediktinischen Klosterregel

Was der Novize beim Eintritt ins Kloster zu beachten hat

Da Thüring von Lützelflüh «Gottesdiener» genannt wird, nimmt man an, dass er als Mönch ins Kloster eingetreten ist. Für diesen Eintritt wird er sich genau an die Bestimmungen der Regel gehalten haben.

Da wird vorerst geprüft:

«Einem, der neu ankommt, um sich dem klösterlichen Leben zu widmen, gewähre man den Eintritt nicht ohne weiteres. Man handle vielmehr nach dem Worte des Apostels: „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind.“»

Der Abt lässt also Thüring einige Tage in der Wohnung des Gästehauses sich aufhalten. Thüring bittet weiterhin um Eintritt, und daher wird er zu den Novizen ins Kloster versetzt. Ein älterer Bruder überwacht ihn, «ob der Novize wahrhaft Gott suche, ob er Eifer habe für den Gottesdienst, für den Gehorsam und für Verdemütigungen. Man mache ihn mit allem Rauen und Harten bekannt, wodurch man zu Gott gelangt.»

Thüring verspricht weiterhin, bei seinem Entschluss zu bleiben. Nach zwei Monaten wird ihm die ganze Regel vorgelesen und zu ihm gesagt:

«Siehe das Gesetz (eben die Regel), unter dem du Kriegsdienste leisten willst; vermagst du es zu beobachten, so tritt ein; kannst du dies nicht, so geh frei von dannen.»

Nach weiteren sechs Monaten, dann wieder nach vier Monaten – jetzt das letzte Mal – wird die Regel – sie besteht aus über 70 Kapiteln – vorgetragen, «damit der Novize wisse, wozu er sich verpflichtet.»

Was dem Novizen im Kloster wartet

Das Ich ist ausgeschaltet:

«In allem sollen also alle der Regel (die das Leben der Mönche regelt) als Lehrmeisterin folgen, und keiner soll von ihr leichtsinnig abweichen. Niemand soll im Kloster dem Willen seines Herzens folgen...»

lichkeit... Hält der Obere an seinem Befehle fest, dann sei der Untergebene überzeugt, dass es für ihn so gut ist.»

Zu verschiedenen Malen – so im 48. Kapitel – sagt die Regel: «Alles geschehe mit Mass wegen der Kleinmütigen...» War ein Abt herrschsüchtig und verlangte er blinden Gehorsam, so entsprach das keineswegs dem Geist des Masses, das die Benediktinerregel charakterisiert (siehe auch unter «Tageslauf»).

Der brüderliche Sinn soll übrigens den Gehorsam leichter machen: «Den Schwachen gebe man Gehilfen, damit sie ihren Dienst ohne Widerwillen verrichten.»

Es geht nicht ohne Strafen.

«Ist der Bruder wegen eines Fehlers öfters zurechtgewiesen worden und bessert er sich trotzdem nicht, so schreite man zu körperlicher Züchtigung.» Die Züchtigung aber ist gewöhnlich das *letzte* Mittel. Vorher versucht der Abt es noch mit Ausschluss vom gemeinsamen Tisch, dem Gottesdienst, dem Abendmahl; die Gemeinschaft betet für seine Besserung. Mit dem Fehlbaren darf nicht geredet werden, doch schickt der Abt geheime Beobachter, «damit er (der Fehlbare) nicht durch übermässige Traurigkeit zur Verzweiflung getrieben werde».

Nützen alle die obengenannten Strafen nicht, so erfolgt Ausschluss aus dem Kloster nach dem Bibelwort: «Schaffet den Bösen weg aus eurer Mitte.» (1. Kor. 5, 13)

Das Kloster aber übt Barmherzigkeit:

«Will ein Bruder, der aus eigener Schuld das Kloster verlassen hat, wiederum zurückkehren, dann muss er zuerst versprechen, sich in dem Punkte zu bessern, dessentwegen er ausgetreten ist. Dann nehme man ihn auf den letzten Platz auf, damit dadurch seine Demut erprobt werde. Tritt er abermals aus, so werde er höchstens dreimal in dieser Weise aufgenommen. Hierauf aber muss er wissen, dass ihm jede Möglichkeit zur Rückkehr verschlossen ist.»

Benedikt leitete die meisten Bestimmungen der Regel von der Bibel ab, weil sie ihm «eine überaus sichere Richtschnur für das menschliche Leben war». (Ganze Regel s. Balthasar)

schaft aufgenommen werden. Nochmals wird ihm aber deutlich gemacht, «dass es ihm fortan kraft der Regel nicht mehr erlaubt ist, aus dem Kloster auszutreten oder das Joch der Regel von seinem Nacken abzuschütteln, das er während einer so langen Prüfungszeit zurückweisen oder auf sich nehmen konnte.»

Die Klostergemeinde versammelt sich in der Kirche. Vor ihr gelobt Thüring:

«Ich werde bis zu meinem Tode im Kloster Trub leben. (Typische Ausrichtung der Benediktiner-Gelübde auf ein bestimmtes Kloster.)

Ich werde tugendhaft – wie es die Regel verlangt – leben.

Ich werde dem Abte stets Gehorsam leisten. Gott helfe mir dazu und die Heiligen dieses Klosters!»

Johannes des Apostels und des Abtes Sigfridus, beständig im Kloster zu Trub als Mönch zu leben und Tugendhaftigkeit, wie die Regel es verlange, und Gehorsam gegenüber dem Abte zu üben.

Diese Urkunden wurden wahrscheinlich vom Abte verlesen.

Darnach rief Thüring über die Klostergemeinde hin: «Nimm mich auf, o Herr, nach deinem Wort, und ich werde leben; und lass mich nicht zuschanden werden in meiner Hoffnung!»

Dreimal – immer nach der Regel – antwortete die Gemeinde mit ähnlichen Worten (s. z. B. Ps. 119, 116). Beim dritten Mal fügte sie an: «Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste, von nun an...»

Es folgte für den Novizen eine Szene der Erniedrigung: er warf sich zu Füßen jedes Bruders, mit der Bitte, für ihn zu beten. Von diesem Tage an galt er nunmehr als Glied der Gemeinschaft. Als bald legte er im Gotteshaus die Kleider, die er trug, ab, und man bekleidete ihn mit dem *Klostergewand*.

Wie sah dieses Klostergewand aus?

Die Regel (die Urregel ist verbrannt, die beste Nachschrift aus dem Jahre 914 findet sich in der Stiftsbibliothek St. Gallen) sagt darüber: Die Kleider werden den Brüdern entsprechend der örtlichen Lage und dem Klima gegeben. Der Abt hat dieser Verschiedenheit Rechnung zu tragen. (Man erkennt auch hier den massvollen Charakter der Regel!) Wir glauben aber, dass in Gegenden mit mittleren Temperaturen, wie Trub, für jeden Mönch eine *Kukulle* und eine *Tunika* genügten: Die Kukulle für den Winter war dichtwollig, jene für den Sommer glatt oder abgetragen. Dazu kommt ein *Skapulier* für die Arbeit, ferner als Fußbekleidung Strümpfe und Schuhe. In der Farbe der Kleider soll man sich an die örtlichen Verhältnisse halten.

Balthasar bezeichnet die Kukulle als ein Obergewand, als einen Kapuzenmantel (s. die Kleidung des heiligen Benedikt in Schmitz 1). Es ist die Mönchskutte im Unterschied zu unserer berndeutschen «Chutte», die Kluge ebenfalls «Mönchskleidung» nennt. Sie wird in Trub aus festem Stoff, aus dem noch heute gebräuchlichen Halbleinen, bestanden haben.

Die Tunika war jedenfalls das leinene Hemd mit Ärmeln.

Wie das Skapulier damals aussah, ist aus Mangel an Quellen nicht genau auszumachen. Balthasar redet von einem kurzen, die Schultern und den Rücken deckenden Kleid, während Köhler es mehr im heutigen Sinn darstellt als ein Kleidungsstück, «welches aus einem langen, handtuchartigen Stoffstück bestand, das in der Mitte mit einem Knopfloch versehen war. Das Skapulier fiel glatt über Rücken und Brust herab» (s. Witzigs Darstellung, Seitenansicht, S. 56).



Benediktinermonch

Schon vor dem Gelöbnis hat er eine Urkunde geschrieben. In dieser heisst es, im Namen der Heiligen des Klosters Trub schenke er all sein Eigentum dem Kloster.

In einer zweiten Urkunde, die auch vorher geschrieben wurde und jetzt auch auf dem Altar lag, hiess es, Thüring gelobe im Namen der Heiligen Maria und

Thüring wird zum Mönch geweiht

Der Novize verspricht nun, alles, was in der Regel steht, zu beobachten und den Befehlen des Abtes nachzukommen. Jetzt erst kann er in die Mönchsgemein-

Nachzuholen ist, dass die Kleider wahrscheinlich dunkel, wenn nicht sogar schwarz waren.

Als Fussbekleidung dienten Sandalen, im Winter wohl hohe, grobe Schuhe.

Die Haare waren vermutlich – es steht darüber nichts in der Regel – bis auf einen schmalen Kranz abrasiert.

Ein Tageslauf im Benediktinerkloster

Nach den Bestimmungen der Regel war auch Thürings Tag wohl auf die Viertelstunde genau eingeteilt, geregelt. Er hatte ungefähr folgenden *Sommertagesplan* (vergleiche den Tagesplan der Cluniazenzer in Rüeggisberg, S. 11):

5. Nachtstunde (heute 2 Uhr): Aufstehen!
Nachtgottesdienst

Bei Anbruch des Tages: Frühgottesdienst:
Psalmen singen und beten, Lesungen aus den
Apostelbriefen

1. Tagesstunde (etwa 6 Uhr): Stundengebet
(Prim): Gesang und Gebet, Lesung

Bis zur 4. Stunde (etwa 10 Uhr): Handarbeit

Kurz vor der 4. Stunde (kurz vor 10 Uhr):
Stundengebet (Terz)

4. bis 6. Stunde (etwa 10 bis 12 Uhr): Bibellesen,
Betrachtungen darüber

Vor der 6. Stunde (vor 12 Uhr): Stundengebet
(Sext)

6. Stunde: Mittagessen, Ruhen bis 8. Stunde

9. Stunde (etwa 15 Uhr): Stundengebet
(None), dann Handarbeit bis 12. Stunde

12. Stunde (18/19 Uhr): Vesper, Abendessen,
anschliessend Vorlesungen über die Heiligen
Väter

Nach der 12. Stunde (etwa 20 Uhr): Komplet
(Abendgebet), dann vollständige Ruhe

Zur Zeiteinteilung: Zur Zeit der Klöster wurde der Tag von Sonnenaufgang bis Untergang in 12 gleiche Zeitabschnitte («Stunden») unterteilt. Bei Tag- und Nachtgleiche entsprachen diese Stunden den heutigen. Im Sommer waren aber diese Zeitabschnitte länger und im Winter kürzer als eine heutige Uhrstunde. Man richtete sich eben nach der Natur.

Zum *Nachtgottesdienst*: Es mochte manchen sauer ankommen, um diese Zeit aufzustehen. Mit einer Kerzenlaterne in der Hand, noch schlaftrunken und schwankend im Gange, schlurften sie wie Geister in die Kirche. Erst beim dreimaligen Chorgebet «Herr, öffne meine Lippen... (Ps. 51, 17)» erwachten sie richtig. Dann wurde der 3. Psalm gebetet, wohl nochmals wacher in die stille

Kirche hinaus. Es folgte der 95. Psalm als Lobgesang mit refrainartigen Wendungen. (Will man in der Schule einen solchen Nachtgottesdienst durchbeten und -singend, kann an Stelle des 95. Psalms ein anderes Loblied aus unserm Kirchengesangbuch verwendet werden.) Der Gottesdienst setzte sich fort in einem ambrosianischen Hymnus wie etwa «Der Morgenstern steigt aus dem Meer empor, schon schweben frühe Strahlen auf den Wellen, die ersten Boten wiederkehrenden Lichtes, so soll dein heilig Licht die Seele erleuchten». Darauf werden sechs Psalmen gebetet; ein Bruder trägt einen Abschnitt aus dem Alten Testament vor und zwar auswendig; der Chor singt einen kurzen Wechselgesang. Wieder folgen sechs Psalmen, die mit Halleluja zu singen sind. Dann wird eine Lesung des Apostels (bei Benedikt ist es immer Paulus) auswendig vorgetragen; hierauf kommen... das Litanegebet, das heißt «Kyrie eleison...».

Der *Tagesplan* war so angelegt, dass er den Bestimmungen der Regel – Kapitel 48 – entsprach, das heißt Abwechslung bot zwischen Handarbeit und «Lesung göttlicher Dinge». (Damit ist auch Singen und Beten gemeint.)

Welches war Thürings Handarbeit?

Er wurde vom Cellarer (dem Wirtschaftsverwalter des Klosters) für eine Woche in die Klosterküche befohlen. Da musste er mit einem oder je nach Grösse der Klosterfamilie vielleicht mit mehreren Brüdern kochen, abwaschen, abtrocknen, «ohne Murren» den Brüdern und dem Abt das Essen auftragen. Am Ende seines Dienstes, für den es keine Entschuldigung mit Ausnahme von Krankheit gab, «wasche er die Tücher, womit sich die Brüder Hände und Füsse abtrocknen. Unterstützt von dem, der den Dienst beginnt, wasche er allen Brüdern die Füsse» (Regel 35).

War er gottesfürchtig, eifrig und besorgt, so konnte er zum Krankenwärter befohlen werden (Regel 36).

Daneben gab es Arbeit, die im Sinne des Tagesplanes getan werden konnte, wie das Abschreiben von Heilengeschichten oder einzelner Teile der Bibel. Wir müssen uns für Trub aber immer vor Augen halten, was Nil (14) schreibt, dass nämlich Trubs Schreibpultarbeit mit St. Gallen nicht zu vergleichen war. Doch darf auch nicht übersehen werden, dass das Kloster zweimal völlig niederbrannte, so 1414. Da es aus Holz bestand, war an eine Rettung zum Beispiel der Bibliothek gar nicht zu denken. Der Abt wird den

alten Satz, ein Kloster ohne Bibliothek gleiche einer Burg ohne Waffenkammer, sicher beherzigt haben.

«Die älteste Methode des Abschreibens war die, dass ein Kopist ein ganzes Buch übernahm, oder dass mehrere Hände sich am selben Manuskript ablösten. Später wurde nicht selten ein Text verschiedenen Abschreibern zugleich in die Feder diktiert, oder mehrere Mönche arbeiteten gleichzeitig an den einzelnen Bogen eines Bandes, wobei sie darauf zu achten hatten, dass sie genau gleich viel Platz für den Text brauchten wie die Vorlage, damit sich ihre Abschriften glatt zusammenfügten. Die fertigen Kopien wurden, wie zahllose Vermerke in den Handschriften bezeugen, gewöhnlich noch von besonders sachkundigen und zuverlässigen Mönchen durchgesehen.

Nicht geringe Mühe bereitete oft die Beschaffung der Vorlagen. Erhaltene Briefe sprechen von einem lebhaften Austausch gesuchter Manuskripte unter den Klosterbibliotheken.» (SSW Kommentar 50.) Die Abschriften dienten nicht nur dem Aufrufen der Bibliothek, sondern dem täglichen Gebrauch im Gottesdienst, denken wir nur an die vielfältige Verwendung der Psalmen.

(Über die Verzierung der Abschriften gibt Witzig 54, 55 einige einfache Beispiele, die von den Kindern gelöst und mit Phantasie ausgeschmückt werden können.)

Ob und wie Thüring diese Handarbeit aufnahm, muss der Vorstellungskraft anheim gestellt werden. Man kennt Reaktionen wie die folgenden: «Die Schreibkunst ist mühevoller als jedes andere Handwerk... Behandelt diese Blätter bitte mit Vorsicht. Fahrt nicht mit den Fingern über die Buchstaben. Ihr wisst nicht, was es heißt, ein Buch zu schreiben! Das ist harte, drückende Fronarbeit: Der Rücken wird dabei krumm, die Augen werden matt, der Magen und die Gedärme krank...» (Ko. 50)

Eingededen der Regel «denn dann sind sie ja in Wahrheit Mönche, wenn sie von ihrer Handarbeit leben, nach dem Beispiel unserer Väter und der Apostel», gab es für Thüring noch *andere Arbeiten*: Die Kleider der Brüder waschen (jeder Mönch hatte zwei Kleider), das von den Zinsleuten abgegebene Getreide mahlen, Brot backen, das Vieh füttern (vor allem im Winter; die Zinsleute mussten Fuder Heu abliefern), melken, im Garten säen, jäten, in der Nähe des Klosters wohl auch Äcker bestellen, die Ernte einbringen.

Am Schluss des Tages versammelten sich die Klosterbrüder im Refektorium oder Kapitelsaal. Nach dem Abendessen setzten sie sich da nieder und Thüring, der wohl schon vor seinem Eintritt ins Kloster lesen konnte, las – nach den Bestimmungen der Regel – aus den «Lebensbeschreibungen der Väter» vor. So etwa aus dem Buche

Leben und Wunder des heiligen Benedikt

Um das Jahr 480 n. Chr. lebte in der Stadt Nursia in Italien ein Knabe mit Namen Benedikus. Die Leute sagten von ihm: Er ist gesegnet wie Jakobs Sohn Joseph, ja mehr: Er steht in der Gnade des Herrn. Er spielt nicht mit den andern Kindern. Er ist still und immer ernst. Er hat das Herz eines Greises, nicht das eines fröhlichen Kindes.

Aber eines Tages horchte er auf. Ihm wurde erzählt, der Heilige Vater Leo sei auf der Stadtmauer gestanden, das Kreuz Christi hoch erhoben. Vor den Stadtmauern seien die wilden Hunnenscharen gestanden und hätten versucht, in die heilige Stadt Rom einzubrechen, keinen Stein auf dem andern, keinen Hund am Leben zu lassen. Der Heilige Vater habe gerufen: «Du Hunnenkönig, du willst uns mit dem Schwert töten! Wir fürchten uns nicht, denn der da oben am Kreuz ist stärker als du. Durch seine Kraft wird dein Schwert sinken. Seine Kraft wird in dich fahren, dass du und dein Heer von den Mauern Roms lässt!»

Und der Hunnenkönig sei wirklich abgezogen.

Dem Knaben brannte die Geschichte von der Kraft des Kreuzes auf dem Herzen. Er sehnte sich darnach, Christus zu danken für die Erettung der Stadt.

Er wurde dann nach Rom geschickt, um dort zu studieren. Aber als er dabei viele in den Abgrund der Laster, wie Trunksucht, Diebstahl, Lüge, Flucht vor der Arbeit, versinken sah, zog er den Fuss, den er schon auf die Schwelle der Welt gesetzt hatte, wieder zurück, um nicht auch selbst in den entsetzlichen Abgrund zu stürzen. Er verschmähte also das Studium, verließ Vaterhaus und Vermögen und begehrte in dem Verlangen, Gott allein zu gefallen, das Mönchskleid.

Als er sich nun in die Einsamkeit begab, folgte ihm einzig seine Amme, die ihm in grösster Liebe und Anhänglichkeit zugetan war. Als sie nun an einen Ort namens Affile (bei Subiaco) kamen und, aufgehalten durch Liebeserweise vieler angesehener Männer, bei der Kirche des heiligen Petrus verweilten, erbat sich die Amme von Nachbarsfrauen ein Tonsieb, um den Weizen zu reinigen, und liess es unvorsichtigerweise auf dem Tisch stehen; durch irgend einen Zufall zerbrach es und ging in zwei Stücke auseinander. Als die Amme zurückkehrte und das Unglück sah, weinte sie bitterlich, weil das entlehnte Geschirr zerbrochen war. Als aber der fromme und gute Knabe Benedikt seine Amme weinen sah, hatte er Mitleid mit ihrem Schmerz; er nahm die beiden Stücke und begab sich unter Tränen ins Gebet; als er vom Gebete aufstand, fand er die Multer (das Sieb) neben sich so wiederhergestellt, dass keine Spur von dem Bruch an ihr bemerkt werden konnte. Dieses Ereignis wurde dort allen bekannt und erregte solche Verwunderung, dass die Einwohner die Multer beim Kirchenportal aufhängten, damit das gegenwärtige und das kommende Geschlecht sehe, mit welch

gnadenvollem Wandel Benedikt schon als Knabe den Weg seiner Vollkommenheit beschritt... Benedikt aber verlangte mehr nach Leid als Lob dieser Welt, mehr nach Mühsal Gott zulieb als nach der Gunst der Welt. Deshalb begab er sich an einen ganz abgelegenen Ort, nach Subiaco. Ein Mönch Romanus gab ihm das Mönchskleid und stand ihm, so viel es ging, bei. Der Mann Gottes aber zog sich in eine ganz enge Höhle zurück und verweilte dort drei Jahre, ohne dass ein Mensch, mit Ausnahme des Mönches Romanus, etwas davon wusste.

Er betete, fastete, schlief wenig, kleidete sich nur in ein Fell, sodass die Hirten glaubten, er sei ein Tier. Aber wie er Wunder vollbrachte wie dasjenige mit der Multer, kamen viele zu ihm und brachten ihm leibliche Nahrung. Er aber gab Trost in ihre Herzen, Hoffnung und Liebe für Christus und den Nächsten.

Nicht weit von der Höhle weg stand ein Kloster. Da dessen Abt gestorben war, kamen die Mönche zu Benedikt und baten ihn, er möge ihr Vorsteher sein. Lange weigerte und sträubte er sich und sagte ihnen voraus, dass seine Lebensweise mit der ihren nicht harmonieren werde. Schliesslich aber sagte er zu. Als er dann im Kloster über der Beobachtung der Regel wachte und keiner mehr wie früher durch unerlaubte Handlungen vom Wege des klösterlichen Lebens abweichen durfte, gerieten die Brüder in wahnsinnige Wut und klagten sich selbst an, dass sie ihn gebeten hatten, ihr Vorsteher zu werden. Da es ihnen wehe tat, den gewohnten Weg zu verlassen, unterstanden sich einige von ihnen, über seinen Tod zu verhandeln, und sie taten ihm Gift in den Wein. Als nun das Glas, in welchem sich der Giftrank befand, nach Klostersitte dem Abte, während er bei Tisch sass, zur Segnung gebracht wurde, erhob Benedikt die Hand und machte das heilige Kreuzzeichen darüber, und das Glas, das doch weiter weggehalten wurde, zersprang auf dieses Zeichen hin; es zersplitterte so, wie wenn er auf den Todesbecher einen Stein geworfen hätte. Sofort erkannte der Mann Gottes, dass der Becher einen Todestrunk enthalten hatte, liess die Brüder zusammenkommen und sprach zu ihnen mit sanfter Miene und ruhigem Herzen: O Brüder, Gott der Allmächtige habe Erbarmen mit euch. Gehet und suchet euch einen Abt nach euren Sitten!

Hierauf kehrte er an die Stätte seiner lieben Einsamkeit zurück und wohnte allein in sich unter den Augen des himmlischen Zuschauers.

Die Mönche hätten gerne noch mehr vernommen über den, der ihre Regel geschrieben hatte. Aber der Tag ging zur Neige. Der Abt begann die Komplet, das Schlussgebet, zu sprechen, und die Mönche fielen ein. Nach diesem Chorgebet sangen sie ein Loblied, hörten eine kurze Lesung, sangen «Herr, erbarme dich unser» («Kyrie eleison») und erhielten den Segen des Abtes. Da nach der

Regel (Kapitel 42) jedes Reden nach der Komplet bei strenger Strafe verboten war, zogen die Mönche wie Schatten ab in ihren Schlafsaal. Das «Bett» bestand aus vier groben Beinen und einem dicken Laden darüber. Darauf lag der Strohsack, darüber ein grobes Tuch und zuoberst die dicke, warme Wolldecke. An der Wand hing wohl ein Kruzifix, davor am Boden stand ein Betschemel. Wie ein Soldat beim Wachdienst, so legte sich Thüring angekleidet auf seinen Strohsack; denn «die Mönche seien stets bereit, auf das gegebene Zeichen hin sollen sie sich ohne Verzug erheben und sich beeilen, einander zum Chorgebet (hier zum Frühgottesdienst) zuvorzu kommen» (Regel Kapitel 22).

Der Abt Sigfridus und die Klosterfamilie

Für diese Zeit – 12. und 13. Jahrhundert – schreibt Laedrach: «In der ersten Zeit standen die Truber Mönche noch im Ruf einer grossen Tüchtigkeit. Daher wurden für das neu gegründete Gotteshaus St. Johann im Thurtal der erste Abt Burkard und einige Ordensbrüder von hier genommen. Das war um die Mitte des 12. Jahrhunderts.»

Die folgenden Ausführungen gelten dieser ersten Zeit des Klosters. Abt und Mönche glichen in vielem einer wahrhaft christlichen Familie:

Jeder Klosterinsasse sollte vom Abt Gerechtigkeit erfahren. Es gelte bei ihm kein Ansehen der Person im Kloster. Er liebe den einen nicht mehr als den andern, ausser wenn er einen findet, der in guten Werken und im Gehorsam fortgeschritten ist... Denn ob Sklave oder Freier, in Christus sind wir alle gleich... vor Gott gilt ja kein Ansehen der Person (Röm. 2, 11)...

Er sollte auch nicht, als ob er unumschränkte Macht besäße, irgendeine ungerechte Verfügung treffen; denn das Reich Gottes zeichnet sich aus durch die Gerechtigkeit. Der Abt sollte aber auch jedem gerecht werden:

«Er sei sich bewusst, wie schwierig und mühsam die Aufgabe ist... nämlich Seelen zu führen und dem Charakter vieler sich anzupassen. Der eine nämlich braucht Güte, ein anderer bedarf des Tadels, wieder ein anderer des Zuredens.»

Aber auch bei Erziehung und Strafe soll er individuell vorgehen:

«Bei Bessergebildeten und Verständigeren wird es genügen, sie ein- bis zweimal durch Ermahnungen zurechtzuweisen, während er die Bösen, Harten, Stolzen und Ungehorsa-

men gleich zu Anfang ihres Fehlers mit Rutenschlägen... bestrafen soll, eingedenk des Schriftwortes: „Der Tor wird nicht gebessert durch Worte!“

Der Abt werde jedem gerecht durch Tat und Belehrung:

«Wer also die Abtswürde annimmt, muss seine Jünger durch eine doppelte Belehrung leiten, das heisst, er muss alles, was gut und heilig ist, mehr durch die Tat als durch Worte aufzeigen: den Jüngern, die es fassen können, soll er durch seine Unterweisungen die Gebote des Herrn lehren; den Schwerfälligen und Beschränkteren aber soll er durch sein Beispiel die göttlichen Vorschriften einprägen. Ebenso soll er durch die Tat seine Jünger lehren, alles zu meiden, was er ihnen als im Gegensatz zum göttlichen Gesetz bezeichnet hat, aus Furcht, selbst als verworfen dastehen, nachdem er andern gepredigt hat, und ihm Gott sage: Was zählst du meine Satzungen auf und führst meine Worte in deinen Mund? Du selbst hassest ja die Zucht und wirfst mein Wort hinter dich» (Ps. 50, 16).

Als der Vater der Familie traf er letzte Entscheidungen, trug aber auch die Verantwortung:

«Nichts soll also dem Befehl des Abtes oder der von ihm bestellten Vorgesetzten (hier ist der Abt-Stellvertreter, der *Prior* gemeint) vorangehen, und wir gestatten nicht, dass private Aufträge einem solchen Befehl vorangestellt werden...»

So oft eine wichtige Angelegenheit im Kloster zu behandeln ist, rufe der Abt die ganze Gemeinschaft zusammen und eröffne ihr, worum es sich handelt. Und nachdem er die Ansicht der Brüder vernommen, überlege er bei sich und tue dann das, was ihm als das Nützlichste erscheint...»

Die Brüder sollen jedoch ihre Meinung in aller Demut und Unterwürfigkeit vorbringen und sie sollen sich nicht herausnehmen, hartnäckig ihre Auffassung zu verteidigen...»

Man betrachte ihn wirklich als den Stellvertreter Christi... So soll denn der Abt nichts lehren, anordnen oder befehlen, was gegen die Vorschriften Gottes verstossen würde... Stets soll sich der Abt daran erinnern, dass er beim furchtbaren Gericht Gottes über beides, nämlich über seine Lehre und den Gehorsam der Jünger, genaue Rechenschaft abzulegen hat.»

Die Klosterfamilie gab sich ihren Verantwortlichen selber:

«Bei der Einsetzung eines Abtes gelte stets die Regel, jenen zum Abt zu bestellen, den entweder die ganze Gemeinschaft, erfüllt von Gottesfurcht, in Einmütigkeit erwählt oder ein, wenn auch kleiner Teil, nach besserer Einsicht. Die Einsetzung geschehe nach Würdigkeit des Lebenswandels.» (Genaue Kenntnis der Regel, Innehalten derselben, denn der Abt muss in erster Linie über die Beachtung der Regel wachen.)

Der Familienoberste wurde «Herr» oder «Abt» genannt, aus Ehrfurcht. Sein äusseres Zeichen war der *Krummstab*. Das untere Ende der meist reich verzierten Krümmung war im einfachsten Falle ein vergoldeter Metallknopf (siehe Bildnis des heiligen Benedikt in Schmitz 1 oder in «Urschweiz» 4/1956, Abstab von Moutier-Grandval; Witzig, I/56).

Nur dann, wenn sich die Mönche einen Abt wählten, «der mit ihren Fehlern einverstanden wäre», sollten Nachbaräbte und der Bischof des Sprengels eingreifen und dem Kloster «einen würdigen Verwalter bestimmten». Im andern Fall war der benediktinische Abt allein dem Herrgott – wie dies die Regel immer wieder betont – Rechenschaft schuldig.

Wer gab den Mönchen und dem Abt das tägliche Brot?

Vorerst fragen wir: Was assen und tranken diese Mönche? Wer bestimmte das Mass des Essens?

Die Regel bestimmt, dass für die Hauptmahlzeit zwei gekochte Speisen genügen sollten. Obst und Gemüse konnten die zwei Speisen ergänzen und damit die Wahl für den einzelnen – diese Wahl wird durch die Regel erlaubt – ermöglichen. Pro Tag erhielt jeder Mönch «ein gutgewogenes Pfund Brot». (Dieses Pfund wog vielleicht 300, eventuell 400 g, genau kann man es nicht sagen.)

Die gekochten Speisen bestanden aus Abgaben der Gotteshausleute, zum Beispiel Hafer, Mehlabrei, Eier, Geflügel.

Wein zu trinken hätte Benedikt wohl am liebsten verboten, aber da dies allzugrosse Unzufriedenheit gebracht hätte, schrieb er vor: «Indes glauben wir mit Rücksicht auf die Schwachen, es genüge für jeden Tag eine Hemina (etwa 3–5 dl) Wein. Wem Gott aber die Kraft gibt, sich davon zu enthalten, darf wissen, dass er besondern Lohn empfangen wird.» (Balthasar, 188)

Von Ostern bis Pfingsten, bei Feldarbeiten und grosser Sommerhitze wurden zwei Hauptmahlzeiten abgehalten: um die 6. Stunde (mittags) und am Abend vor dem Einnachten. Nur eine Mahlzeit wurde verabreicht, und zwar um die 9. Stunde, wenn keine Feldarbeiten zu verrichten waren, die Hitze «nicht drückend» war und daher am Mittwoch und Freitag gefastet wurde, von Mitte September bis 40 Tage vor Ostern.

Während der *Fastenzeit* – von Aschers mittwoch bis Ostern – gab es ebenfalls nur eine Mahlzeit, und diese wurde noch später als um die 9. Stunde eingenommen.

Ein starres System aber gab es auch da nicht: «War die Arbeit vielleicht anstrengender als gewöhnlich, so kann der Abt, falls es ihm gut scheint, noch etwas mehr gewähren. Er bestimme alles so massvoll, dass die Seelen gerettet werden, und dass die Brüder ihre Arbeit ohne berechtigten Grund zur Klage verrichten.» (Balthasar, 187.) Der Abt musste aber die Grenzen erkennen: «Vor allem muss Unmäßigkeit vermieden werden und niemals soll bei einem Mönch Übersättigung vorkommen... oder Trunkenheit» (187).

Und nun: wer brachte dem Cellerar oder Wirtschaftsverwalter Brot, Fleisch, Milch in die Klosterküche?

Thüring von Lützelflüh schenkte dem Kloster bei der Gründung unter anderem ein grosses, zusammenhängendes Stück Land, dessen Grenzen im Kapitel «Gründung» angegeben sind. Auf diesem Land stehen die alamannischen Blockhäuser, um diese herum liegen Land, Wald, Weide. Da fliessen der Kenelbach, der Trubbach, die Ilfis.

Aus einer Urkunde des Jahres 1371 ersehen wir nun folgende Rechte des Klosters über Land und Leute innerhalb der angegebenen Grenzen:

Twing und Bann

Das Kloster kann jemanden zwingen, es hat Befehlsgewalt. Der Abt kann einen Befehl erteilen, zum Beispiel über Fischen, Holzen, Jagen, und er kann das Nichtbefolgen des Befehls mit einer Busse belegen.

So verbot der Abt das Fischen und die Jagd auf grosse und kleine Vögel in Wald und Schachen. (Die Jagd auf Flugwild hieß Federspiel.) Die Mönche fischten und jagten selber für ihre Küche. Die Langnauer aber fischten immer wieder schwarz, und es gelang ihnen schliesslich, ein Fischrecht zu erhalten. Wer jagte, wurde streng bestraft, vor allem bei der Federjagd. Anderseits war das Essen des Fleisches der vierfüssigen Tiere, nach Kapitel 39 der Regel, nur den Kranken gestattet. So mochte wohl der Abt ein Auge zudrücken, wenn Hirsch, Reh und Hase vor Lanze und Armbrust der Gotteshausleute kamen.

Rechte an den Gütern

Das folgende Beispiel des Rechtes auf den Bodenzins mag zeigen, was im Besondern für die Klosterküche bestimmt

war. (Angaben aus dem Truberurbar 1576. Angaben aus früherer Zeit fehlen, daher Rückschlüsse.)

Zur Hälfte auf den 30. Juni, zur andern auf den 4. Dezember hatte das Gut «zu Schwarzentrub» (s. Topogr. Atlas Bl. 369) dem Kloster abzuliefern:

3 Pfund Pfennige: Konnte mit 3x240 Pfennigen zu 2 g Silber bezahlt werden oder mit 60 Schillingen zu etwa 25 g Silber

5 Mäss feisser Ziger: Unbestimmte Menge, vielleicht 5 bis 6 Liter

1 Mähder-Tagwen: 1 Mann musste 1 Tag lang mähen

2 Schnitter-Tagwen: 2 Mann je 1 Tag lang Getreide schneiden; beide Tagwen für den Eigenbetrieb des Klosters

1 altes Huhn

2 junge Hühner

2 Mäss Primiz-Haber: etwa 28 Liter, die man von alters her aus alttestamentlicher Überlieferung als «erste Früchte» der Kirche oder dem Kloster zum Opfer an Gott schuldet.

1 Wünsch Wärch: 1 Handvoll Flachsfasern

1 Dingkäs: Abzuliefern am 30. Juni an den Dinghof; es war der Käse, der vom bessern Milchertrag von einem Tag gemacht wurde.

1 Fuder Heuzepten: Für das eigene Vieh des Klosters

Ehrschatz: 6 Pfund: Wechselte das Erblehen des Klosters den Lehenmann – s. Rechte der Gotteshausleute – so musste der neue Inhaber an das Kloster 6 Pfund zahlen.

Ausserdem hatte das Gut den *Kornzehnten* abzuliefern. «Zehnlpflichtig waren ursprünglich nicht die Grundstücke und Höfe, sondern deren jährlicher Ertrag.» (Laedrach, 32; die Grösse des Kornzehnten für «Schwarzentrub» kann daher nicht angegeben werden.) Zur Zeit der Klostergründung musste grundsätzlich der Zehnte von allem gegeben werden, «was der wind vberweyt vnd der regen vbersprengt». Das Kloster hatte deshalb im Anfang seines Bestehens mehr Naturalgaben als etwa im 14./15. Jahrhundert, wo ihm meist nur noch der Kornzehnten zuging. (Eingang an Korn um 1500 immerhin 452 Viertel zu etwa 40 Liter, total an Getreide 18080 Liter, ferner 200 Mäss Ziger und Käse, an Bargeld 1600 Pfund – auf heute berechnet über 200000 Franken.)

Anschaulich wird uns das Recht auf die «*Wynmenni*» geschildert:

Im Herbst ritt der Abt, begleitet von ein, zwei Saumlasten, nach Cressier ins Truberhaus. Das Kloster besass da Rebberge und erhielt erst noch vom Grafen von Neuenburg einen Weinzens von 8 «lagel» (Fässer zu 30–50 Liter) und 4 «sester» (Gefässer von etwa 30 Liter). Da wurde nun der Wein probiert; der Abt verschenkte Käse, Anken und Ziger aus Trub.

«Nach der Ernte gings nicht mehr auf gleichem Wege heim. Ein Schiff mit Wein und Leuten hoch beladen fuhr seeabwärts Biel zu... Dann ging es die Zihl und die Aare hinunter bis nach Solothurn. Ganz ungefährlich war die schöne Weinfahrt... nicht... War Solothurn glücklich erreicht, so landete das Klosterschiff beim dortigen Truberhaus an der Aare. Die städtischen Eichmeister nahmen den Wein in Empfang und massen ihn. Nachdem die Zöllner davon die Gebühren bezogen, wurde er im Keller eingelagert.

Auch hier ging's nicht ohne Festgelage ab. Im Truberhaus erhielten die Eichmeister ein Mahl und einen Dingkäs, der Zöllner aber zwei Mass Wein...»

Unterdessen waren die zur «*Wynmenni*» Verpflichteten – zum Beispiel einer aus dem Gut «*Schurtenell*», einer aus «*Hinterfankhus*» mit Ross und Wagen in Solothurn eingetroffen. Nach den Befehlen des Abtes beluden sie ihre Wagen und führten den Wein ohne Fuhrlohn für das Kloster nach Trub. Dass es dabei nicht immer ehrlich zuging, beweist ein Gebot um 1522: «Wellicher win fürt, sol sweren (schwören) deheinen (keinen) win uss dem vass zu ziechenn, Sunder allein sich begnügen, daruss zu trinken Selb ander oder Selb dritt, auch uff der Strass niemand daruss zu trinken gebenn.» Wer das Gebot übertritt, wird als Dieb bestraft. (Ganzer Abschnitt über «*Wynmenni*» Laedrach, 56 ff.)

herrn triu vnd warheit ze leisten, seinen nutz vnd er ze fiurderen (förderen) vnd schaden zu wenden, auch die frieheiten vnd gerechtikeiten des gotzhus helfen schiutzen (schützen), schirmen vnd behalten, nach allem irem vermugen in guoten triuwen» (nach Laedrach, 38).

2. Bereits ist etwas gesagt worden vom *Ehrschatz*. Der Inhaber des Kloster-gutes hatte nämlich das Recht, sein Gut zu verkaufen, an seine Erben zu übertragen oder einem andern zu verleihen. (Erbpacht genannt, weil dieser Fall am meisten eintrat – s. Rennefahrt, 192, 198.)

Dieses Verfügen über Klostergut liess sich das Kloster mit einem Geldbetrag (s. Beispiel «*Schwarzentrub*»), dem *Ehrschatz*, bezahlt vom neuen Inhaber, entschädigen.

3. *Kirchensteuer*: Nach datierten Streitigkeiten um diese Sache ist anzunehmen, dass die Gotteshausleute pro Jahr drei bis vier Pfund Wachs zur Beleuchtung des St. Johannesaltars abgeben mussten. Darüber hinaus sagt ein Urteil aus 1375: «Wenn die Einkünfte der Kirche zur Anschaffung von Büchern, Kelchen, Messgewändern nicht hinreichen, so haben die Untertanen dafür aufzukommen.» (Laedrach, 53)

Welche *Rechte* hatten diese Gotteshausleute?

1. Freies Weitergeben der Erbpacht (s. o. unter *Ehrschatz*).
2. Recht auf Hilfe bei Krankheit, Hungersnot, Brandunglück, seelischer Not, Kriegsgefahr. (Noch heute geht man in katholischen Gegenden bei Krankheit von Mensch und Vieh zuerst ins Kloster Rat suchen.)

Bei Verleumdungen, Täglichkeiten, Bruch von Abmachungen ging der Bauer vielleicht zuerst zum Vertrauensmann des Klosters und seiner Leute, zum *Klosterrammann*. Dies war ein angesehener Bauer. Er versuchte wohl, die Händel unter den Parteien zu schlichten. Gelang ihm deren Beilegung nicht, übergab er die Sache über den Abt dem *Kastvogt*, meist nur Vogt genannt. (1. Kastvogt: Theobald von Lützelflüh, sein Nachfolger: Konrad von Brandis.)

Seit der Gründung hatte nämlich das Kloster das Recht, innerhalb seiner Grundherrschaft – Grenzen eingangs genannt – *Frevel* (vrävel, vrevele = Gewalt-

tätigkeit), Bruch von Abmachungen («trostung brüch») mit Geld zu bestrafen. Der Abt strafte nicht selber, sondern der Kastvogt, der Vorsitzende des sogenannten niederen Gerichtes, zweimal pro Jahr abgehalten auf der «Bäregg» bei Trubschachen.

Der Kastvogt ist für Trub nachgewiesen durch die sogenannte «vogtyegehörige». Das war sein Lohn, den die verschiedenen Höfe je nach ihrer Grösse zahlen mussten: so Vorder- und Hinterbäregg = 8 sh (8/20 Pfund); Gut zur Schmitte 15 sh (nach Laedrach, 36). Die Hauptaufgabe des Ammanns war die Aufsicht über den Landbau, den Wald, das Wasser. Wurde das Land nicht bepflegt, besät, geerntet, lud er die Bauern zum Ding vor den Keller des Klosters. Hier erinnerte er sie an den geschworenen Eid, drohte ihnen mit Wegnahme des Klostergutes.

Der Ammann musste dem Abt folgenden Eid schwören: «... dem Gotzhus vnd sinem heren dem apt, triu vnd warheit zu leisten, seinen nutz vnd er zu firderen (förderen) ... ein gemein vnbartysch gericht vnd recht helfen verfiuren (führen, ausführen), dem armen als dem richen, dem fremden als dem heimschen.» (Laedrach, 39)

Und nun – war unter dem Krummstab von Trub wirklich gut wohnen?

Diese Frage lässt sich beantworten aus der Gegenüberstellung von Rechten und Pflichten der Gotteshausleute: Hier also freies Weitergeben der Erbpacht und das Recht auf Rat und Hilfe, dort die Abgaben (Bodenzins, Kornzehnten, Kirchensteuer, Vogteisteuer, Ehrsschatz), Wynmenni und Treueid.

Laedrach neigt im Ganzen mehr zur Ansicht, die Stellung der Gotteshausleute sei keine «schöne» gewesen. Aus folgenden Gründen kann man aber gut anderer Meinung sein, vor allem für die Zeit vor 1400:

1. Das Gut «Schwarzentrub» umfasste 48 Jucharten Ackerland, dazu Wald und Weide, den Grenzen nach zu schliessen von grosser Ausdehnung. Die genannten Abgaben waren aber verhältnismässig gering, wenn man bedenkt, dass der Barbetrag nach heutigem Geld etwa 500 Franken ausmachte und anderseits heute ein Pächter pro Jucharte Ackerland im besten Fall 240 Franken bezahlt. Der Kornzehnten wog nicht schwer, musste er doch nur vom Ertrag abgegeben werden. (Eine Bäuerin hielt mir entgegen, der Lehenmann habe bei der Abgabe nach Ertrag sich doch keine grosse Mühe zum Landbau gegeben. Dem steht aber der Eid des Lehenmanns

entgegen, der unter anderem lautete: «sinen Nutz [des Klosters] vnd er zu fiurden vnd schaden zuo wenden». Rennefahrt legt diesen Eid ausdrücklich aus im Sinne des Gelöbnisses zur guten Bebauung des Landes.)

2. Der Lehenmann arbeitete bei der Erbpacht mit mehr Interesse und Liebe auf seinem Gut als der heutige Pächter, der seine Pacht nach vereinbarter Zeit eventuell weitergeben muss. Hatte der damalige sie durch Fleiss in die Höhe gebracht, konnte er sie auch mit Vor teil veräussern.
3. Schon aus religiösen Gründen – man denke an den Sinn des guten Werkes – war ein guter Abt sozial eingestellt. So ging kein Gotteshausmann, keine Gotteshausfrau vom Kloster weg ohne Wein und Brot, kein die Abgaben Überbringender ging ohne Speise und Trank heim!

Und wer konnte besser als ein guter Abt, ein guter Mönch, diese oft vom Aberglauben verängstigten Menschen des Mittelalters beruhigen, sie auf Gnade, Trost und Kraft Gottes hin weisen!

Der König überträgt die Schutzpflicht dem starken Nachbarn des Klosters

König Lothar hatte versprochen, das Kloster Trub gegen Kriegs- und andere Gefahren zu schützen oder – nach dem Wortlaut der damaligen Sprache – zu schirmen. «Diese Schirmvogtei (Schirmvogt war also der König) war jedoch in den meisten Fällen kaum mehr als eine blosse Formalsache. Auch Trub hat... keine königliche Hilfe mehr erfahren. Es lag zu weit nebenaus» (Laedrach, 43).

Das Kloster hatte aber nicht nur Gut und Blut schützen zu lassen, viel wichtiger waren ihm zum Beispiel seine heiligsten Dinge wie die Reliquien des heiligen Kreuzes. Kurz vor 1301 geriet das Kloster aus unbekannter Ursache mit Bern einerseits und dem Kastvogt Thüring von Brandis anderseits in Streitigkeiten. Der Streit mit Bern muss früher be endigt gewesen sein als derjenige mit Thüring, denn einige Trubermönche flüchteten mit den genannten Reliquien in die Stadt Bern.

Der damalige Beschützer des Klosters, König Albrecht, sah dem Streit mit Sympathie für das Kloster, jedoch tatenlos zu, denn er war selber in Krieg verwickelt mit seinem Gegenkönig Adolf von Nassau.

Zwei Gründe veranlassten dann wohl Albrecht, um 1301 Bern als Beschützer zu bestimmen. Erstens wohnte er ja weit weg und zweitens hatte der nächstwohnende Schutzherr – der Kastvogt Thüring von Brandis – das Kloster selber mit Krieg über zogen. (Kastvogt bedeutet neben Richter auch Schirmer!)

C. Das Cistercienserkloster (jüngerer Benediktinerkloster) Frienisberg

Der Brief des Grafen Udelhard von Saugern an den Cistercienserabt Christian in Lützel

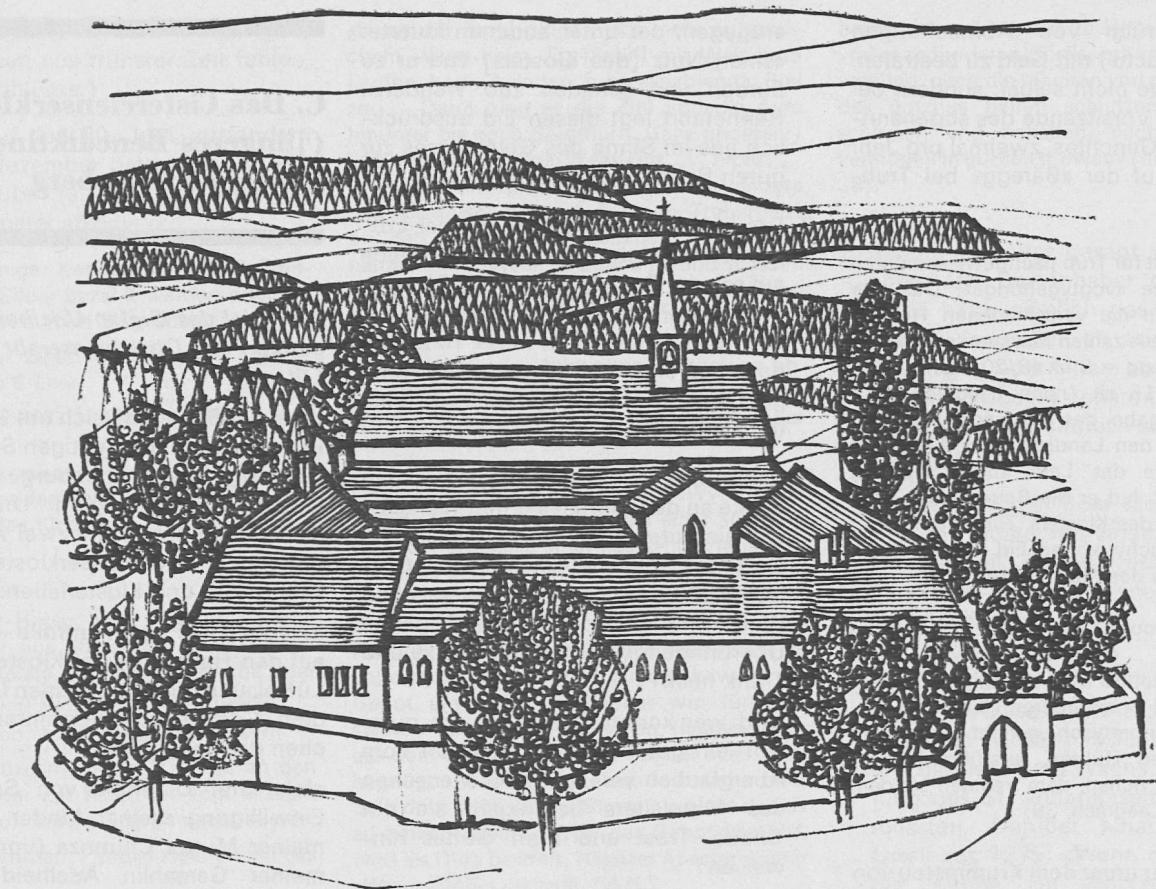
Über der Birs erhob sich um 1100 herum, in der Gegend des heutigen Soyhières bei Delsberg, die Stammburg des Grafen Udelhard von Saugern. Um 1130 ritt dieser nach dem keine zwei Wegstunden entfernten Cistercienserkloster Lützel. Er kannte Abt und Klosterleben.

Er legte eine Pergamentrolle – den Brief – auf den Hauptaltar der Klosterkirche von Lützel, und der Abt Christian las den nach dem Gottesdienst versammelten Mönchen den Inhalt vor:

«Ich, Graf Udelhard von Saugern, mit Einwilligung meiner Kinder und Erben, meiner Mutter Chunnza (von Oltingen), meiner Gemahlin Adelheid, übergebe dem Kloster Lützel folgende Güter:

Vom grossen grauen Stein neben dem Weg, genannt Katzensteig, den ganzen Hang des Frienisberges gegen Sonnenaufgang hinauf dem Weg entlang, der zum Hof, genannt Winterswilere, führt, und vom selben Stein über den andern, tieferliegenden Hügel, genannt Schallenberg, hinunter, alles was ich – der Graf von Saugern – da besitze, auf der Höhe dieses Berges Frienisberg gegen Morgen, Abend und Mittag; und wie die Gründer solcher Abteien zu tun pflegen, geben wir dieser neuen Abtei alle zugehörigen Nutzungen in Feld und Wald, zum Brennen, wie zum Bauen, sowie jede Art von Weide für ihre Tiere und ihr Kleinvieh (besonders Schafe) und für ihre Schweine; von den Nachbarn in Frienisberg dem Kloster gehörenden Wiesen oder Saatfeldern angerichteter Schaden soll entsprechend der Schädigung und ohne jeden Widerspruch ersetzt werden, und wo die Mönche in unsren Wäldern Neubrüche anlegen wollen, sollen sie dieselben frei von jeder Abgabe besitzen. Wer von des Grafen Leuten (der Graf war Herr über das benachbarte Seedorf) sich selbst oder sein Gut dem Kloster übertragen will, hat ohne jeden Einspruch das Recht dazu. Überdies übertragen wir auch den in unserer Herrschaft stehenden, in der Dorfmark Seedorf gelegenen See abgabefrei zur Nutzung, so dass niemand die Mönche dort zu bedrohen wage und niemand ohne ihre Einwilligung darin zu fischen sich erlaube.»

Dass die Mönche des neuen Klosters für den Stifter beten und Messen halten sollen, wird in dem Brief nicht erwähnt. Es war selbstverständlich!



Kloster Friesenberg und seine Umgebung. Versuch einer Rekonstruktion

Der Platz, wo das Klostergebäude zu stehen kam – eine Mulde – war sicher bewaldet und musste ganz oder teilweise gerodet werden.

Schmid charakterisiert das Stiftungsgut in seiner Ausdehnung als «ziemlich beschränkt»: «es mag sich mit der heutigen Domäne, welche zu Beginn des 19. Jahrhunderts zirka 250 Jucharten ertragfähigen Bodens umfasste, ungefähr gedeckt haben. Es wird hauptsächlich aus Wald und Moorland bestanden haben».

Schmid beruft sich für die 250 Jucharten auf den «Plan der Domäne Friesenberg von 1829» von Schumacher. Überträgt man die Darstellung Schumachers auf das Top. Alt. Bl. 140, so erhält man für das Stiftungsgut etwa folgende Ausdehnung:

Pkt. 770 (Wisletzen) – Pkt. 673 (NW Ellmoos) – Pkt. 685 (im Schallenbergwald) – Pkt. 584 (O Schallenbergwald) – Pkt. 714 (Obersaurenhorn) – Pkt. 729–714 (W Hattel einschlag) – Pkt. 770 (Wisletzen)

Bis zum Einzug der Klosterfamilie vergingen Jahre...!

Nach der Ordensverfassung, der «Charta Charitatis», musste der Abt Christian von Lützel den Ort für die Neugründung eines Klosters erst gründlich prüfen. Kam es wohl in die Einsamkeit oder in eine

häufig begangene Gegend? War der Platz für den Bau gross genug, dass – wie es in der Regel des heiligen Benedikt steht – «alles Notwendige, Wasser, Mühle, Garten und Werkstätten innerhalb der Klostermauern sich befinden»? Hatten die Mönche und Laienbrüder Gelegenheit zum Landbau, ja Gelegenheit, Land fruchtbar zu machen durch ihrer Hände Arbeit, sodass der Leitsatz Benedikts «Bete und arbeite» erfüllt wurde?

Zusammen mit dem Stifter ritt wohl der Abt Christian an Ort und Stelle. Ins Kloster zurückgekehrt, meditierte er lange Zeit über das Gesehene. Nicht seine Gedanken über die Neugründung waren wichtig, sondern was ihm Gott darüber sagte. Wochenlang liess sich der Abt die Fragen und ihre Beantwortung durch den Kopf gehen! Und Gottes Antwort kam auch nicht von einem Tag auf den andern! Da hiess es eben warten und wieder warten! Aber er hatte Zeit. Ein Abt sollte nichts überstürzen, denn er war Gott und seinen Obern verantwortlich für all sein Tun.

Zudem durfte Abt Christian nicht allein über die Neugründung entscheiden. Alljährlich einmal ritt er nach Cîteaux, 20 km südlich Dijon. Unter der Leitung des

Mutterklosters Cîteaux (um das Jahr 1100 gegründet) versammelten sich da alle Cistercienseräbte zum sogenannten *Generalkapitel*.

Christian gab den Stiftungsbrief und seine Antworten auf die Fragen bekannt. Vermutlich teilte er auch mit, dass er die Gründung befürworte, aber noch nicht in der Lage sei, das neue Kloster mit 12 Mönchen und ebensovielen Laienbrüdern zu versorgen. Vielleicht hatte er auch noch keinen Baumeister gefunden.

Schliesslich, nach Jahren, war es aber so weit, dass der Abt Christian zwei Mönche, ebensoviele Laienbrüder und einen Baumeister aussenden konnte zum

Bau des Klosters Friesenberg

Der Baumeister hatte von Abt Christian bestimmte Weisungen erhalten: Die ganze Klosteranlage soll einfach werden. So erhält die Kirche nur einen Dachreiter, keinen Turm, nur eine Glocke. Die Mauern müssen glatt, nicht gegliedert sein. Auch im Innern sind keine Verzierungen anzubringen. So wollen es die Klosteroberen, vor allem der heiligmässige Abt von Klaraval (Clairvaux), Bernhard. «Nichts soll, wie bei den Cluniazensern, unsere Sinne ergötzen.»

Die Bauleute schlugen wohl vorerst als Unterkunft eine Holzhütte auf; im Innern befand sich ein einfacher Altar mit einem Kruzifix, damit Messe gehalten werden konnte.

Sie vergassen nicht, zu säen, um so bald wie möglich von der Aussenwelt unabhängig zu werden.

Da die Mönche ihre Stundengebete, das Bibellesen unter anderem streng innehielten, ging die Arbeit nur langsam vor sich. Aber so entbehungsreich wie beim Bau des Klosters Klaraval war doch ihr Leben nicht. Ein Laienbruder erzählte davon:

«Ohne Unterlass mit den Zimmer- und Maurerarbeiten beschäftigt, war es Bernhard – dem Erbauer von Klaraval – und seinen Genossen unmöglich, sich auch nur die dürftige Nahrung zu beschaffen, welche ihnen die Cistercienserregel erlaubte. Da sie noch zu unbekannt waren, durften sie auf regelmässige Almosen von aussen nicht rechnen. Ihre gewöhnliche Nahrung bestand aus Gerstenbrot, Hirse und Wicken. Mehr als einmal mussten sie sich darauf beschränken, als alleinige Nahrung ein Gericht Buchenblätter oder Wurzeln zu essen; Bucheckern waren für sie ein herrliches Mahl. Dann aber kam die Strenge des Winters. Ihre Mundvorräte, Blätter und Eicheln waren erschöpft, ihre Kleider und Schuhe so verschlissen, dass sie nicht mehr geflickt werden konnten; die armen Mönche waren abgezehrt, dem Hunger und der Kälte preisgegeben. Da baten sie flehentlich Bernhard, sie nach Citeaux ins Mutterkloster zurückzuführen; sie bestanden hartnäckig darauf, den Ort zu verlassen. In dem Gefühl seiner Ohnmacht und der Nutzlosigkeit seiner Aufopferung nahm Bernhard seine Zuflucht zu Gott, der sich nochmals seines Dieners erbarmte. Während er betete, kamen in Zwischenräumen von einigen Stunden mehrere Personen, um der Klostergemeinde die so sehnstüchtig erwartete Hilfe zu bringen.» (Vacandard, 127)

Am Vorabend des «Geburtstages» des Klosters standen die Bauleute auf der etwas höher gelegenen Matte. Von da überschaute sie ihre künftige Wohnung und betrachteten die steinerne Klosterkirche mit dem Dachreiter im Norden, den schmalen hohen Fenstern, dem kurzen Querschiff im Osten.

Senkrecht zur Längsachse der Kirche stand im Westen die Wohnung für die Laienbrüder, oben ihr Schlafsaal, unten der Essraum; im Osten befanden sich Abtwohnung und Kapitel. An diese beiden schloss sich, gleichlaufend mit der Kirche, im Süden ein länglicher Bau mit dem Mönchsschlafsaal oben, dem Speisesaal (Refektorium) unten. Von der Küche neben dem Speisesaal der Mönche sahen sie nur ein Fensterlein.

Der Baumeister meinte: Das Wesentliche für das Kloster haben wir gebaut. Morgen kommen die Laienbrüder. Mit ihnen werden wir den Rest des Klosters bauen: die Mühle, das Krankenhaus, eine Scheune mit Stall, die Klosterpforte, die Umfassungsmauer – alle diese Teile im Westen.

(Eine weitere Beschreibung erübrigt sich. Ich verweise auf unsere Abbildung und Witzig, S. 52, Darstellung 3. Die Orientierung nach den Himmelsrichtungen – Kirche im Norden usw. – ist typisch cisterciensisch und darf nicht verändert werden.)

Der Geburtstag des neuen Klosters

Am 15. Mai 1138 standen die Seedorfer vor ihren Hütten und schauten auf einen nicht alltäglichen Zug.

Voraus ein Reiter auf einem Schimmel. Unter dem kurzen Mäntelchen hing über Schulter und Arme der lange, schwarze Rock mit violetten Knöpfen und violettem Gürtel. Über das Mäntelchen hing an goldener Kette ein Kreuz. Ein niederer Hut mit breitem Rand und grünen Kordeln deckte den Kopf. An der rechten Hand glänzte ein goldener Ring. Es war ein Bischof. Ihm folgte ein Rossknecht. Das Tier, das er an der Halfter führte, trug an seinen Seiten Reisekörbe mit Lederüberzug. Hinter dem Tragtier schritten in Paaren sechs Priester in den schwarzen Röcken mit dem kurzen Mäntelchen über Schulter und Arme, mit breitem, schwarzem Hut.

Dann folgte der Abt, den langen, groben Krummstab in der Faust. Den Blick richtete er aufwärts gegen den Berg. Der Blick war hell wie die Sonne. An die Dorfbewohner kehrte er sich keinen Augenblick. Er trug Mönchskleidung: einen langen, weiten, grauen Mantel mit aufgesetzter Kapuze. Die Füsse steckten in grauen, groben Strümpfen und Schuhen.

Hinter dem Abte schritten in Paaren 12 jüngere Männer, ebenfalls in graue Mäntel mit Kapuzen gehüllt. An Stelle des Krummstabes hielten sie ein schwarzes Buch. Jetzt hatte die Hälfte dieser «grauen Mönche» einen den Dorfbewohnern unverständlichen Gesang beendigt. Alsobald setzten die andern sechs Mönche den Gesang fort, in derselben Art und Weise wie die Ersten. Keiner der 12 grauen Mönche schaute auch nur für einen Augenblick auf die Gaffer vor den Hütten. Nein, sie schauten wie der Abt gegen die Anhöhe, als ob sie dort etwas suchten. Nach einem Ab-

stand von 10 Schritten gingen nochmals 12 in Paaren. Aber während die voraus-schreitenden Mönche in graue Mäntel gehüllt waren, liessen die grauen Über-würfe die grauen Röcke der Laienbrüder unten weit bloss. Während die Mönche die Dorfbewohner mit keinem Blick streiften, liessen die Laienbrüder ihre Blicke über die Gaffer schweifen.

Bald hatte der Zug die alamannischen Blockhäuser hinter sich gelassen. Der steinige Weg stieg steil an. Das war dem Abt nur recht: die Dörfler da unten kamen dann weniger wegen jeder Kleinigkeit zum Kloster auf dem Frienisberg! Im Klosterhof hielt der Zug an. Während sich Bischof, Abt und Mönche ins Gästehaus begaben, setzten sich die Laienbrüder vor Müdigkeit auf den Boden, warfen ihre Überwürfe ab. Im Gästehaus legten die Mönche und der Abt ihre grauen Mäntel ab und zogen über die leinene Tunika die weisse, wollene Kukulle mit der Kapuze. (Beim Volk hießen die Cistercienser wegen ihres grauen Reisemantels die *grauen Mönche*, anderseits heissen sie wegen der weissgrauen Kukulle *weisse Mönche* – noch heute.) Die Kapuze zogen sie nach hinten und legten ihren kahl geschorenen, nur mit dem schmalen Haarkranz versehenen Kopf bloss. Der Bischof liess sich den weissen Rock und weissen Mantel mit reichen Gold- und Silberverzierungen von einem Diener reichen und die zweispitzige, goldgewirkte *Mitra* aufsetzen. Zuletzt fasste die Linke den *Bischofsstab*.

Auf dem Klosterhof formte sich jetzt wieder ein Zug mit Bischof, Priestern, Abt, Mönchen und Laienbrüdern. Bei der Kirchenpforte angekommen hielt der Zug. Der Bischof betete laut: «Wir bitten dich, Herr, erhöre unser demütiges Flehen und strafe nicht die Sünden, die wir bekennen, sondern gewähre uns nach deiner Güte Verzeihung zumal und Frieden...» Nach dem Flehgebet setzte sich der Zug in Bewegung; langsam, feierlich umschritt er Kirche und die an die Kirche gebauten Teile des Klosters. Beständig besprengte der Bischof Mauern, Türen, Fenster mit Weihwasser.

Jetzt näherte sich der Zug dem Haupt-eingang zur Kirche. Mit dem Bischofsstab an die Oberschwelle des Kirchen-einganges klopftend, rief der Bischof: «Heinrich, der Bischof von Konstanz, bittet um Einlass! Öffnet ihm das Tor!»

Sobald sich die Kirchentüre wieder ge-schlossen hatte, beteten Bischof, Abt und Mönche: «Kyrie, eleison, Christe eleison. Herr erbarme Dich unser, Christus erbarme Dich unser, Gott Vater vom Him-

mel erbarme Dich unsrer, Christus, höre uns, Christus erhöre uns, Heilige Maria bitte für uns!» So ging es weiter; eine nimmer endenwollende Zahl von Heiligen wurde angerufen, bei Gott Vater für die Mönche zu bitten, sich ihrer zu erbarmen. Das war die Litanei.

Auf dem Kirchenboden war eine grosse Fläche Asche ausgestreut. Mit seinem Stabe schrieb der Bischof unter den Augen der Umstehenden das ganze Alphabet in die Asche. Was sollte das bedeuten? Nichts anderes als: Jetzt habe ich diese Kirche dem Ewigen verschrieben!

Zum Zeichen der Reinigung von bösen Geistern besprengte darauf der Bischof Altar, Umgebung des Altars, Innenwände und Fussboden der Kirche mit Weihwasser.

Aber damit war die Weihe, die Einweihung der Kirche, noch lange nicht zu Ende.

Während des Weihwassergesangs waren die Priester still hinaus gegangen. Jetzt traten sie mit dem Wechselgesang: «Es frohlocken die Heiligen in der Glorie und freuen sich in ihrer Himmelswohnung!» wieder in die Kirche. Hinter dem das Kreuz tragenden Priester trug ein anderer auf einem weissen Tischchen ein goldglänzendes Päcklein. Was mochte darin liegen? Der Wechselgesang verriet es: sie trugen ein paar Überreste eines Heiligen zum Altar.

Die kleine Prozession hielt vor dem Altar, die Priester beugten das Knie. Unter dem Gesang «Es frohlocken die Heiligen» barg ein Priester die geheimnisvollen, heiligen Überreste in eine Altarnische. Ein Laienbruder trat heran und vermauerte diese. Die Prozession löste sich auf.

Doch nicht genug! Mehrmals bestrich jetzt der Bischof den nur mit einem Kruzifix geschmückten Altar in der Mitte und an den vier Ecken mit Katechumenöl und Chrisam (beides geweihte Öle zu Weihe und Taufe). Zudem erhielten die Kirchenwände an 12 Stellen – den 12 Aposteln entsprechend – Chrisamöl. Dabei sprach der Bischof: «Dieses Gotteshaus sei geheiligt und geweiht, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, zur Ehre Gottes und der glorreichen Jungfrau Maria von der Morgenröte!» Nun wusste die Klostergemeinde: Unser Kloster ist durch die Salbungen Gott geweiht, und durch die Betonung von Maria ist der Name des Getauften bereits da: *Kloster der heiligen Maria von der Morgenröte oder kurz Morgenröte, Aurora.*

Die Benennung «Morgenröte» für Maria ist alt. Im Mittelalter finden wir Loblieder wie diese: «Wer ist disiu, wer, die so schöne kumet her... als ein liechtes morgenröt; dū gēst ūf als ein morgenröt, dem die sonne ir schin en bōt.»

Dann ging der Weihrauchkessel um. Jede Ecke wurde beräuchert. (Der Weihrauch versinnbildlicht die Gebete der Gläubigen, die gleich dem Rauch zum Himmel steigen.)

Wie noch heute das Kindlein im blendenden Weiss zur Taufe antritt, bedeckten die Priester darauf den Altar mit Linentüchern. Der Bischof segnete Kreuz, Kerzen und Leuchter für den Altarschmuck, und dann feierte die Klostergemeinde unter der Leitung des Bischofs die erste feierliche Messe.

Und von nun an sollte das Lob Gottes keinen Tag, ja beinahe keine Stunde mehr verstummen!

Der Mönch erhielt bei der Profess das *Ordenskleid der Cistercienser*. Der Abt zog ihm die weltlichen Kleider aus und bedeckte ihn mit den geistlichen: die weisse Tunika, ein schmales Gewand, das den ganzen Leib bis zu den Waden



Cisterciensermönch in weisser Kukulle mit überweiten und überlangen Ärmeln, Brustblatt und Kapuze (weisser Mönch)

Wie einer ein Cisterciensermönch wurde

Hier kann vorerst das *Noviziat* eines Mönches geschildert werden wie bei Rüeggisberg. Folgende Einzelheiten wären anders darzustellen:

1. Der Mönch – nennen wir ihn Veit – war vielleicht der Sohn einer zahlreichen Ritterfamilie; er konnte schon etwas Latein, der meist lateinischen Stundengebete und der Messe wegen.
 2. Statt Cluny wäre Citeaux mit dem Abte Stephan zu wählen.
 3. Kleider des Novizen: Wahrscheinlich trug Veit seine «zivilen» Kleider bis zur Profess. Für die Gottesdienste warf er eine weisse Tunika mit Kapuze über, vielleicht auch die Kukulle.
 4. Hart ankommen musste einen lebhaften Novizen das Erlernens des Schweigens, auf das die Cistercienser Hauptgewicht legten. Den Cluniazensern wurde nachgeredet, sie sässen nach dem Kapitel beisammen und schwatzten «wie in einem Wirtshaus voll von Kneipbrüdern, wo jeder mit seinem Trinkgenossen... spricht». Der Bruch des Schweigens wurde strenger bestraft als bei den Cluniazensern.
 5. Ebenso hart musste zu gewissen Zeiten den Novizen die genaue Befolgung der Essensregel ankommen (s. darüber bei Trub).
 6. Die Profess lautete wie diejenige des Thüring in Trub, mit der Abweichung, dass Veit sagte: «Gott helfe mir und die Heiligste der Frauen, Maria».
- Das Zeremoniell geschah wie in Trub. (Urkunde über sein Gelöbnis, Niederwerfen des Novizen usw.)

umhüllte, und die wollene cuculla, ein flatterndes, mit Ärmeln versehenes Kleid, an dessen oberem Teile sich eine Kapuze befand. Bei der Handarbeit wurde die cuculla durch das Scapularium oder Schulterkleid ersetzt, das in der Höhe der Hüften durch einen ledernen Riemen zusammengehalten wurde. Niedrige Schuhe und Strümpfe beschützten den untern Teil der Beine.

Die Tunika hatte lange Ärmel. Die Kukulle war und ist noch heute weiss bis weissgrau. Sie hat überweite und überlange Ärmel. Sie ist typisch cisterciensisch durch ihr Brustblatt mit der Kapuze.

Das Skapulier ist heute noch schwarz und typisch durch die seitlichen Öffnungen. (Spruch des Abtes: «Der Herr ziehe dir aus den alten Menschen und ziehe dir an den neuen Menschen, der nach Gottes Bild erschaffen ist in Gerechtigkeit und Heiligkeit.»)

Der Tagesplan

Strenger als bei den Cluniazensern ist dieser Tagesplan nach den Bestimmungen der Regel des heiligen Benedikt geordnet.

Die Zeit zwischen den Stundengebeten wird wie folgt ausgefüllt: Zwischen Laudes und Prim, Prim und Terz, Non und Vesper Meditation, heilige Lesungen, Handarbeiten; letztere vor allem am Nachmittag.

Zwischen Prim und Terz kommen die Mönche ins Kapitel. Hier wird die Arbeit verteilt, aber auch geheiligt, «auf dass dieser oder jener sie leichter verrichte». (Über andere Aufgaben des Kapitels siehe Rüeggisberg.)

In der Klosterkirche erhebt der Cistercienser seine Seele zum Himmel, auf dem Feld krümmt er den Rücken

«Die Mette (der Nachtgottesdienst) ist der Gottesdienst der Beschaulichkeit und der Bereitschaft: In jener Stunde ruht die ganze Schöpfung; Sterne, Bäume und Wasser sind, als stünden sie still; das ganze Heer der Engel hält Gottesdienst. Sie preisen den allmächtigen Gott in jener Stunde; darum sollen die Gläubigen in jener Stunde beten. Seid wachsam; denn ihr kennt weder den Tag noch die Stunde, in welcher der Menschensohn kommt.

Wenn das erste Tageslicht sich zeigt, so sollen die *Laudes* gehalten werden, das *Frühmorgenlob*. Auf dem Hintergrund dieser Gebetsstunde erglänzt der Auferstehungsmorgen, an dem Christus als Sieger aus dem Grabe hervorgegangen ist; in seiner Auferstehung feiern wir auch das Erwachen der Natur zum Leben eines neuen Tages (*Laudespsalmen*) und unsere eigene geistige Auferstehung aus der Nacht der Sünde zu einem vollkommenen Leben in Gott. Und im Hochgesang des Benediktus (das „Benediktus“: Lk 1, 68–79) grüssen die Mönche im Symbol der aufgehenden Sonne Christus, den wahren Aufgang aus der Höhe.» (Weisse Mönche, 81)

Liturgie: Ps 51, 118, 63, «Benediktus» Ps 148–150, Lesung aus der Offenbarung, Litanei (Bittgebet mit wenig veränderten Repetitionen).

Wenn die aufsteigende Sonne durch das hohe Fenster im Osten ihre ersten Strahlen hineinschickte, sangen die Mönche das Benediktus nicht nur dem Tone nach, nein, sie legten Freude und Kraft, alles,

was sie hatten, hinein, besonders in die letzte Strophe, «auf dass Christus erscheine denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und richte unsere Füsse auf den Weg des Friedens».

Die ganze Auferstehungsgeschichte und dieser letzte Vers klangen im Mönche nach, so dass er aufpassen musste, um am Schlusse des Frühmorgenlobes nicht Fehler zu machen. (Das wurde bestraft!)

Es war gescheiter, nach dem Frühlob allein in die Kirche zu gehen und die Auferstehung «durchzukosten», das heisst zu meditieren, sie tief in seine Seele aufzunehmen und zu behalten, um dann endlich, endlich einmal ein besserer Mönch zu werden.

So setzte sich der Mönch denn in eine Bank, hüllte sich tief in die Kukulle und verfolgte im Geiste die Auferstehungsgeschichte: die weinende Mutter am Grabe, das leer war, die wachenden Engel, dann Christus, den die Mutter erst gar nicht sah, bis er sie anredete. Alle andern Bilder, die sich dazwischen schleichen wollten, drängte er weg.

Wenn Bild um Bild geschwunden war, wartete der Mönch lange geduldig und still. Aber es war schwer, lange und rein beim Bild des Auferstandenen, des neuen Christus zu verweilen. Immer kamen andere Bilder und Gedanken, und der Auferstandene musste von neuem gesucht werden. Aber da stand er wieder, vom Licht umflutet, so deutlich vor dem Mönch, dass er neben ihm zu stehen vermeinte! Jetzt wollte er das Bild nicht mehr aus den Sinnen lassen! Er zog seine Hände aus den langen Ärmeln der Kukulle, um das Bild zu umfassen, um Christus in seine Arme zu schliessen. Aber da – Christus stand weit weg von ihm. Der Mönch hatte ins Leere gestossen. Christus blieb in weiter Entfernung stehen. Er verstand das Bild: er war noch weit entfernt von der Vollkommenheit! Eine tiefe Niedergeschlagenheit kam über ihn. Da hatte er nun gehofft, im Kloster die Vollkommenheit eher zu erreichen als vordem in der Welt. Und nun war er im Kloster ebenfalls weit davon entfernt. Was nun?

Ob all dem Sinnen ertönte die Klosterglocke. Sie rief zur *Prim*. Die Sonne war inzwischen aufgegangen. Der Tag hatte vollends begonnen, und man sollte ihn mit guter Gesinnung, mit guten Gedanken beginnen. Daher sangen die Mönche erst einen Hymnus, dann drei Psalmen. Darauf las einer etwas aus der Schrift. Mit dem Gesang «*Kyrie eleison*» (Herr, erbarme dich unser) und dem Schlussgebet endigte die *Prim*.

Sollte sich der Mönch im nun folgenden *Kapitel* seiner Kleinmütigkeit, seiner Zweifel über das Erreichen der Vollkommenheit im Kloster, anklagen und dafür vielleicht sogar Busse tun müssen?

Im Kapitel befahl der Abt kurz und bündig: «Nach der Non geht ihr auf das Feld des Klosters gegen Morgen. Der *Laienmeister* sorgt für Axt, Pickel, Hacke und Spaten. Wir roden. Das ist harte Arbeit. Aber ihr wisst, dass der heilige Benedikt sagte: „Müssiggang ist ein Feind der Seele.“ Gott stärke unsere Hände. Amen!»

Nach dem Kapitel schritt der Mönch wieder allein in die Kirche. Die Gedanken über die Auferstehung liessen ihn heute nicht in Ruhe. Wenn Christus sich ihm entzog, wer konnte ihm beistehen zu einem vollkommenen Leben, wie es Gott vorschrieb? Doch niemand anders als Gott selber! Er würde einem helfen, wenn man nur einen guten Willen hatte. Hatte gestern bei der Komplet Abt Hesso nicht erklärt, wie man zu Christus und Gott komme, ihn höre? Der heilige Bernhard von Clairvaux, der heilige vom «Hellen Tal» schreibe es doch deutlich vor:

«Wenn jemand fühlt, dass es ein Segen ist, Gott näher zu kommen, wenn er sich danach sehnt, wenn er sich auflösen möchte, um bei Christus zu sein, wenn er es insbrünstig wünscht und unablässig daran denkt, so wird er das Wort empfangen.»

Der Mönch wurde ruhiger, entschlossener. Er begann zu beten um die Kraft, die benediktinische Regel genau innezuhalten. So konnte er doch wenigstens hoffen, Christus einmal, vielleicht mehrmals in sich zu verspüren. Und das musste ein einzigartiges Erlebnis sein! Er wollte sich darauf vorbereiten, es verdienen.

Da rief die Glocke zur *Terz*. Zu dieser Gebetsstunde sollten sich die Mönche einmal an das Erscheinen des Heiligen Geistes – eben zur 3. Stunde des Tages, s. Apk. 2, 15 – erinnern, ferner an den Beginn der Kreuzigung.

(Liturgie: Gebet, Lobgesang, Psalmen-gesang, Lesung, Kyrie eleison und Schlussgebet.)

Zwischen der *Terz* und der nun folgenden *Sext* konnten die Mönche kurz ruhen. Es gingen ihre Gedanken wieder auf Christus, der um diese Stunde unausdenkliche Qualen hatte leiden müssen und doch noch gesprochen hatte: «Vater vergib ihnen.» Was waren da die kleinen Sorgen und Nöte der Mönche gegenüber den Leiden des Herrn! Musste

man sich beim Vergleiche nicht bis auf den Boden schämen? Aber Christus richtete einen wieder auf, wenn man ihn von Herzen darum bat!

(Liturgie wie bei der Terz, unter den Psalmen vielleicht der 121.)

Nun ging's gegen Mittag. Die Mönche waren seit halb vier Uhr auf den Beinen. Schlaf und Hunger meldeten sich, Mittagessen und Ruhe waren verdient.

Die Sonne hatte ihren höchsten Stand überschritten.

Da rief die Glocke zur *Non*. Um die 9. Stunde war Christus gestorben, zur Vergebung der Sünden. Mochte nun die Sonne langsam sinken und die Dunkelheit eintreten! Man war trotzdem nicht verloren!

(Liturgie ungefähr wie bei der Sext.)

Nach der Non vertauschten die Mönche ihre Kukullen mit dem Schulterkleid, dem Skapulier, das in der Höhe der Hüften durch einen ledernen Riemen zusammengehalten wurde.

Die Kukulle mit den überlangen Ärmeln war eben für die Handarbeit ungeeignet. In der Tunika mit den langen Ärmeln hatte man für die sommerliche Arbeit immer noch warm genug!

Die nun folgende *Handarbeit* war stets – s. darüber bei Rüeggisberg – von Gebet und Gesang begleitet. Das Roden war eine harte Arbeit! Fast vier Stunden nacheinander gruben die Mönche in halb gebückter Haltung Tannenstöcke und Büsche aus. Konnten sie etwas ausruhen – wegen Gesang oder Gebet – so war es eine Qual, die krummen Rücken wieder zu strecken! Und die harten Schaufel und Pickelstiele rissen die Haut auf, innen in der Hand entstanden Blasen, die platzten und schmerzten.

Aber Mönche und Laienbrüder arbeiteten schweigend weiter, und nur Pickel- und Axtstiche widerhallten im Walde.

Endlich gab der Abt ein kurzes Glöckleinzeichen. Mühsam streckten Mönche und Laienbrüder ihre Rücken und traten in den Kreis um den Vorleser.

«Wir hören etwas aus dem Leben der heiligen Maria», führte der Abt kurz ein. Der Vorleser begann.

Hier könnte etwa die Legende «Tausend Jahre als ein Tag» aus der «Geschichtetrucke» von Englert-Faye verwendet werden.

Der Abt überblickte die heutige Arbeit. Ein Stück Land von einigen Quadratmetern war dem Wald abgerungen, zwei Garben Roggen für das Kloster!

Psalmierend, gefolgt von den Laienbrüdern, kehrten die Mönche ins Kloster zurück.

Bald rief die Glocke zur *Vesper*. Die Mönche vertauschten das Skapulier wieder mit der Kukulle und schritten in die Kirche. Die Sonne sinkt tiefer und tiefer. Da soll eine feierliche Ruhe in die Seele einkehren. Die vier hier gesungenen Psalmen – zum Beispiel der 111. – sind Dankpsalmen. Den Höhepunkt bildet aber der Lobgesang auf die von den Cisterciensern besonders verehrten Jungfrau Maria: «Allelujah, allelujah! Jungfrau, Gottesmutter! Den der ganze Erdkreis nicht fasst, der barg sich, Mensch geworden, in deinem Schosse! Allelujah.» (Volksmessbuch 1113)

Schon während der Vesper gingen des Mönchs Gedanken wieder auf das Erleben Gottes. Der Abt hatte versprochen, heute abend noch etwas darüber vorzulesen. Der Mönch musste auf die Zähne beissen, damit er das strenge Verbot des Schweigens nicht brach und mit andern Mönchen darüber redete.

Nach dem Abendessen begab sich die Klosterfamilie in den noch hellen Kreuzgang zur *Komplet*. Der Abt reichte dem Vorleser eine Schriftrolle mit den Worten: «Jetzt, liebe Brüder, öffnet eure Sinne dem Worte des heiligen Abtes Bernhard vom Hellen Tal!» Und dann hörten sie, was der Heilige über den Eintritt Gottes in seine Seele berichtet hatte. Erhebender als sonst klangen an diesem Abend die alltäglichen Psalmworte, wahrscheinlich die Psalmen 5, 91 und 134 zum Himmel empor. Das Schlussgebet ertönte kräftiger und inbrünstiger durch die Kirche. «Mit dem Gruss des Salve („Grüssest du“ oder „Rette mich“) an ihre Liebe Frau schieden die Mönche aus dem Gotteshaus; der Weihwassergegen des Hausvaters begleitete sie hinauf ins Dormitorium, wo der Mantel Gottes sie einhüllte im Schweigen der Nacht, und ein Licht brannte, das ihnen sagte: Christus ist bei uns.» (Weisse Mönche, 82)

Das Kloster bestellte das Feld selber, getreu nach der Regel

Viele Beispiele von Kauf und Tausch zeigen deutlich, wie die Cistercienser in Friesenberg nur ihren Besitz *in der Nähe des Klosters* vergrösserten. Warum denn?

Die Cistercienser verpflichteten sich auf eine neuerliche genaue Innehaltung der benediktinischen Regel. Das hiess: Rückkehr zum inneren Leben und zur Hand-

arbeit und damit zum Erwerb des täglichen Brotes aus eigenen Kräften. Abgabepflichtige Bauern – wie bei den Cluniazensern – widersprachen dem neuen Geiste.

Ging man aber zum ausschliesslichen Eigenbetrieb über, so bestand wieder grosse Gefahr, dass die Mönche «draussen» herumgingen. «Dies ist für ihre Seelen durchaus nicht zuträglich.» Das innere Leben kam sofort in Gefahr, zum Beispiel wenn einer auf Reisen geschickt werden musste. Nicht umsonst schreibt die Regel vor, dass der Abwesende fast stetig von den Gebeten der Mönche in den Gebetsstunden begleitet sein solle. Keiner durfte wahllos erzählen, was er draussen gesehen hatte, «denn dies richtet grossen Schaden an». Erzählt er trotzdem, «so verfalle er der in der Regel festgesetzten Strafe».

Bei einem ausschliesslichen Eigenbau hätten zudem die Mönche zu wenig Zeit gehabt für Handarbeit und genaue Erfüllung der Stundengebete, Fasten usw.

Man musste also jemanden finden, der die Hand des Abtes war, aber weniger gebunden an die Bestimmungen der Regel. Unbeschadet des Dienstes an Gott konnten zwar die Mönche auf ihrem Stiftungsgut, in Sichtweite der Klostermauern, der Scheunen und Ställe, unter den Augen des Abtes kulturell wirken: roden, säen und ernten. Ging's aber eine halbe, eine ganze Stunde von den Klostermauern weg, so mussten die «Verwandten» der Mönche, die *Laienbrüder* oder *Konversen* das Land bebauen.

Über die *Lehre* eines Laienbruders sei kurz folgendes gesagt: «Nachdem der Kandidat sechs Monate lang im weltlichen Kleide dem Kloster gedient (hier ist das Dienen als Landarbeiter gemeint) und seine Brauchbarkeit bewiesen hatte, begann er das einjährige Noviziat unter der Leitung eines geeigneten Priestermonches, der ihm den nötigen Unterricht über das Ordensleben erteilte. (Lehren über das Verbot des Sondereigentums, des Verbotes eines Umgangs mit Frauen, Lernen des Vaterunsers, kurze Belehrungen über Beichte und Kommunion, Messe, Fasten, Stundengebete, besonders über den Gehorsam gegenüber dem Abt, dem Laienmeister.) Lesen und Schreiben wurden nicht gelehrt. Endlich wurde der Novize vom Cellerarius in das Mönchskapitel geführt. Dort legte er kniend in die Hände des Abtes das Versprechen des Gehorsams ab: «Ich verspreche dem Abte Gehorsam nach bestem Vermögen bis zum Tode!»

Der durch diese Gelübde erlangte Charakter eines Ordensmannes sollte auch in der äusseren Erscheinung der Laienbrüder erkennbar sein. Kleidung, bestehend in Tunika, Skapulier, das nur die Schultern und die

Brust bedeckt und an dem eine Kapuze befestigt ist (wegen Aufenthalt im Freien waren grössere Kapuzen als bei den Mönchen erlaubt), Strümpfen und Schuhen. Für den Aufenthalt in der Kirche und für die Reise ist ihnen ein ärmelloser Überwurf, die sogenannte Cappa, gestattet. Ein Unterschied zwischen ihnen (den Laienbrüdern) und den Mönchen muss aber auch in der Farbe der Kleidung von Anfang an bestanden haben. Die Mönche trugen weisse Tuniken und schwarze Skapuliere, bei den Laienbrüdern war die ganze Kleidung aus grauem Tuch. (Hoffmann, 59)

Das tägliche Leben des Laienbruders ist wie das des Cisterciensermönches: Bete und arbeite!

Kaum eine halbe Stunde von seinen Mauern entfernt besass Frienisberg um 1233 zwei Gutshöfe oder Grangien, den einen in Allenwil, den andern in Ried (heute Ziegelried). In der ursprünglichen Bedeutung heisst Grangie Kornspeicher, in seiner späteren Hof, Gehöft, Gut. Das Leben des grössten Teils der frienisbergischen Konversen spielte sich wahrscheinlich zwischen dem Kloster und den beiden Gutshöfen ab. Vom Grangienmeister geweckt, erhoben sich die Laienbrüder im Kloster von Ostern bis Mitte September bei Tagesanbruch. Dann setzten sie sich hinten in die Kirche, vorne war der Platz für die Mönche – beteten, da es zur Zeit der Laudes war, zehn Vaterunser. Nun traten die einen – unter der Führung des Grangienmeisters – den Weg an zu den zwei genannten Grangien, die andern verteilten sich auf die Arbeitsstätten innerhalb der Klostermauern: Mühle, Backhaus, Stall, Schuhmacherei, Schneiderei, Schmiede.

Vor dem Gutshof verteilte der Grangienmeister die Arbeiten, die in *Feldbau* und *Viehzucht* (wohl eher Viehbesorgung) unterteilt war.

So mussten zwei zusammen mit den Ochsen den Acker pflügen. Aber sie durften nie vergessen, dass sie halbe Mönche waren: «Sobald sie aus dem Hofe herausfahren, müssen sie stillschweigen, bis sie zur Arbeitsstelle kommen. Hier können sie sich über die Art und Weise besprechen, so lange sie die erste Furche ziehen; nachher sollen sie still weiterarbeiten. Begegnet ihnen jemand, während sie reden dürfen, so sollen sie ebenfalls schweigen, damit sie kein Ärgernis geben.» (Hoffmann, 90)

Andere Brüder griffen zur Hacke und bereiteten das am Vortag gepflügte Feld zum Säen vor.

Zwei andern reichte der Grangienmeister je ein Pfund Brot in einen ledernen Ranzen. Die zwei trieben Schweine, Schafe, Kälber und Rinder auf die Weide. Auch sie hatten genaue Weisungen: «Zur selben Stunde wie die andern Brüder müssen sie ihre Mahlzeit einnehmen, und was sie übrig behalten, wieder nach Hause bringen. Was ihnen vielleicht von den Vorübergehenden angeboten wird, dürfen sie durchaus nicht annehmen. Waldbeeren zu plücken ist ihnen aber nicht verboten. Auf der Weide angekommen dürfen sie leise und bescheiden miteinander reden, auf dem Hin- und Rückweg aber sollen sie Stillschweigen beobachten und nur dem antworten, der nach dem Wege oder nach einem verlorenen Stück Vieh fragt.» (Hoffmann, 91)

Läutete vom Kloster her die Glocke, hielten die Laienbrüder in der Arbeit inne und beteten – je nach den Umständen gemeinsam oder einzeln – zur Zeit der Vesper zehn, zu den andern Zeiten je fünf Vaterunser.

Zur gleichen Zeit wie im Kloster rief die Glocke des Grangienmeisters die Laienbrüder zum Mittagstisch in den Gutshof. (Es ist unwahrscheinlich, dass sie auch mittags ins Kloster zurückkehrten.) Ein oder zwei Brüder hatten das einfache Mittagessen im Refektorium des Gutshofes aufgetragen: Gemüse oder Hülsenfrüchte und Brot. «Käse, Milch, Eier und Fische sollen keineswegs zu den täglichen Gerichten gehören, sondern ihnen nur hie und da als Zuspeise von dem Abte gestattet werden» (Hoffmann, 92). Wein Bier oder Most waren anfänglich streng verboten, später musste das Generalkapitel nachgeben und deren Genuss gestatten.

Nachher ging die harte Arbeit weiter. Nur zur Erntezzeit wurde sie durch eine Zwischenmahlzeit unterbrochen.

Bei Sonnenuntergang kehrten alle Laienbrüder zum Gutshof zurück. Zwei bis drei Brüder blieben zurück zum Hüten der Ochsen (diese hatten den ganzen Tag im Joch ziehen müssen und bedurften der Erholung). Die andern kehrten ins Kloster zurück, gingen mit den Mönchen zur Komplet in die Kirche. Vorher hörten sie die geistliche Lesung an, vielleicht die folgende Anekdote des Cisterciensers Cäsarius von Heisterbach:

Im Cistercienserkloster Kamp (Bischofskreis Köln) hatte ein Laienbruder von den Mönchen soviel gelernt, dass er die Heilige Schrift lesen konnte. Hierdurch verlockt und berückt, fing er an, sich heimlich allerlei Bücher abzuschreiben zu lassen, und begann damit zu-

gleich, sich gegen das Verbot des Besitzes von Eigentum zu versündigen und an Letztem sein Vergnügen zu haben.

Da dem Laienbruder solcherlei Studium verboten war, wurde er infolge seiner Lernbegierde zum Abtrünnigen. Reumütig kehrte er ins Kloster zurück, ging aber bald ein zweites und drittes Mal durch, um weltliche Schulen zu besuchen, von denen er jedoch stets wieder heimkehrte. Der Teufel erschien ihm nun in der Gestalt eines Engels und sprach: «Lerne nur tüchtig, denn es ist von Gott bestimmt, dass du einmal Bischof von Halberstadt werden sollst.»

Der Tor merkte nicht die List des Teufels, sondern bildete sich ein, um seinetwillen würden sich die alten Wunder erneuern. Was geschieht? Eines Tages erschien der Verführer bei dem Bruder und sprach mit lauter Stimme und freudigem Antlitz: «Heute ist der Bischof von Halberstadt gestorben! Mache dich eilig auf zur Stadt, die dir Gott zum Gebieter bestimmt hat. Sein Wille ist unabänderlich.»

Still machte sich jener Unglückliche aus dem Kloster fort und blieb über Nacht im Hause eines braven Priesters in der Nähe von Xanten. Damit er jedoch an seinem Bischofsstuhl seiner Würde entsprechend auftreten könnte, stand er vor Tagesanbruch auf, sattelte sich das schöne Pferd des Priesters, zog den Mantel dieses Herrn an, stieg auf und ritt davon. Die Hausleute bemerkten am Morgen sogleich den Diebstahl, setzten dem Diebe nach und nahmen ihn gefangen. Er wurde vor das weltliche Gericht gebracht und verurteilt, und so hat er nicht als Bischof den Ehrensitz, sondern als Rossdieb den Galgen bestiegen. (Hoffmann, 55)

Nach solch deutlicher Belehrung traten alle Laienbrüder in den für sie abgeschrankten Teil der Klosterkirche, sagten dort ihre fünf Unservater, empfingen das Weihwasser des Abtes wie die Mönche, setzten ihre Kapuzen auf und schlurften ins Dormitorium.

An Sonn- und Feiertagen mussten die Laienbrüder die Messe anhören und während allen Stundengebeten sich in der Kirche aufhalten.

Diejenigen, die in und um das Kloster arbeiteten, gingen pro Woche einmal zur Beichte vor den Abt oder einen Priester-mönch. Beziiglich Fasten waren sie den Mönchen gleichgestellt (s. darüber bei Trub).

War für den Laienbruder unter dem cisterciensischen Krummstab gut leben?

Die tägliche Arbeit der Konversen war überaus hart, aber geregt und gesund. Die Behandlung durch die Vorgesetzten war wohl menschlicher als die durch einen weltlichen Grundherrn.

Gewöhnlich verbesserte ein Mann seine soziale Stellung, wenn er sich dem Kloster versprach. «Du hattest weder Strümpfe noch Schuhe», sprach einst St. Bernhard zu einem Konversen, der im

Sterben lag, «halb nackt gingst du einher, Hunger und Durst quälten dich, als du zu uns flohest und deine Bitten das Tor der Abtei vor dir öffneten. Wir haben dich in deiner Armut um Gottes Willen aufge-

nommen, und von der Zeit an bist du bezüglich der Nahrung, der Kleidung und aller übrigen Dinge den Gelehrten und Hochadeligen, die bei uns sind, als gleichberechtigt betrachtet worden.»

Literatur

- Balthasar Hans: Die grossen Ordensregeln. Einsiedeln, Zürich 1948.
- Bomm Urbanus: Das Volksmessbuch. Einsiedeln 1941/42.
- Böhler Johannes: Klosterleben im deutschen Mittelalter. Leipzig 1923.
- Chappat Marcel: Saint-Ursanne, au bord du Doubs. Genf 1955.
- Charta Charitatis: In: Cisterzienserchronik 1899, Bregenz 1899.
- Chenez Sheldon: Vom mystischen Leben. Wiesbaden 1949.
- Egger Bonaventura: Geschichte der Cluniazenserklöster in der Westschweiz. Freiburg 1907.
- Englert-Faye Curt: Us der Gschichtedrucke. Bern 1951.
- Fischer Eduard: Schweizer Legendenbuch. Einsiedeln 1943.
- Gilson Stephan: Mystik des heiligen Bernhard von Clairvaux. Wittlich 1936.
- Genoud Joseph: Les saints de la Suisse française. Fribourg 1897, Bd. 1, 2.
- Grütter Max: Tausendjährige Kirchen am Thuner- und Brienzsee. Bern 1966.

- Hahnloser Hans Rudolf: Das Cluniazenserpriorat Rüeggisberg. Kleine Führer Serie I, Nr. 7. Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte.
- Hofer Paul: Kleinhöchstetten. Bern 1955.
- Hoffmann Eberhard: Das Konverseninstitut der Cisterzienser. Freiburg 1905.
- Küry Adolf: Die christkatholische Messfeier. Solothurn 1935.
- Laedrach Walter: Das Kloster Trub und die Hoheit über das Trubertal. Diss. phil. Bern 1921.
- Lapaire Claude: Les constructions religieuses de Saint-Ursanne... Lausanne 1960.
- Lorain Paul: Geschichte der Abtei Cluny. Tübingen 1858.
- Moosbrugger-Leu Rudolf: Die Schweiz zur Merowingerzeit. Bd. B. Bern 1971.
- Müller/Büttner: Frühes Christentum im schweizerischen Alpenraum. Einsiedeln 1967.
- Nigg Walter: Vom Geheimnis der Mönche. Zürich 1953.
- Pfister Rudolf: Kirchengeschichte der Schweiz. Zürich 1964.
- Rennefahrt Hermann: Grundzüge der bernischen Rechtsgeschichte. Teile I-IV. Bern 1928/36.
- Sackur Ernst: Die Cluniazenser in ihrer kirchlichen und allgemeingeschichtlichen Wirksamkeit. Halle a. S. 1892.
- Schmid Bernhard: Das Cisterzienserkloster Frienisberg. Bern 1936.
- Schmitz Philibert: Geschichte des Benediktinerordens. Einsiedeln 1947.
- Sighardus Fr.: Weisse Mönche. Freiburg 1950.
- Steiner Walter / Roth Alfred: Trubschachen. Trub. Bern 1978.
- Studer Franz: Das Kloster Rüeggisberg. Berner Taschenbuch 1880.
- Schweizer Schulwandbild: Kommentar zu Bild 5.
- Tomek Ernst: Studien zur Reform deutscher Klöster. Wien 1910.
- Vacandar Elphège: Leben des heiligen Bernhard von Clairvaux. Paris 1927.
- Wäger Franz: Geschichte des Cluniazenserpriorates Rüeggisberg. Freiburg 1917.
- Wattenwyl Eduard: Von der Vogtei, nach bernischen Quellen... In: Archiv für Schweizergeschichte, Bd. 15. Zürich 1866.
- Witzig: Das Zeichnen in den Geschichtsstunden 1. Zürich 1942.
- Keller Hans Gustav: Einigen. Thun 1946.
- Stettler Bernhard: Studien zur Geschichte des Oberen Aareraumes im Früh- und Hochmittelalter. Thun 1964.

Arbeitsvorschläge

zur Auswertung von *Bernische Klöster 1*. Nach den Anregungen in *Die Reise in die Vergangenheit, Band II: Bilder aus Altertum und Mittelalter*. Westermann, Braunschweig 1970.

1. Gab es in der Nähe eures Wohnortes ein Kloster? Was ist ein Kloster, was sind Mönche und Nonnen? Sprecht darüber! Vielleicht könnt ihr schon angeben, was als Wichtigstes zu einem Kloster gehört. Schreibt einige Stichworte auf oder zeichnet ein Bild.

2. Sucht den Ort, an dem das Kloster stand, auf der Karte! Wie kommt ihr von eurem Wohnort aus dorthin?

3. Tragt den Standort einiger Männer- und Frauenklöster in eine Kartenskizze des heutigen Kantons Bern ein: Rüeggisberg mit der Probstei Röthenbach (Klösterlein und Klosterkirche am Ort des heutigen Dorfes Röthenbach im Emmental, Leutkirche zu Würzbrunnen), Trub, Frienisberg, Interlaken, Thorberg, Gottstatt, Stadt Bern (mehrere Klöster), Frauenkappelen, Frau-brunnen, Rüegsau, Hettiswil...; Johanniterhäuser in Köniz, Münchenbuchsee, Thunstetten, Sumiswald...

4. Wenn ihr von der Reise des Adeligen Lüthold von Rümligen (Gürbetal) gehört oder gelesen habt, sucht heutige Straßen von Bern nach Cluny (Frankreich). Wie lang ist die Strecke? Wie viele Autofahrtstunden? Wo ritt Lüthold wohl durch? Wie lange brauchte er?

5. Damals war vieles anders als heute! Sprecht euch über die Wegverhältnisse im 11. Jahrhundert aus.

Denkt nach über folgende Redensarten:

Er schlug den Weg nach Cluny ein
Er ritt über Stock und Stein
Es ging holterdipolter
Es geht durch dick und dünn
Er ist wieder auf dem Damm
Er (etwas) ist in die Brüche gegangen
Er ist im Dreck steckengeblieben
Hilf ihm aus dem Dreck heraus!

Für *reisen* sagte man damals *fahren*; sich auf die *Fahrt* begeben war *gefährlich*...

6. Sagen Ortsnamen etwas über altertümliche Wegverhältnisse? Aussert euch zu Ortsnamen wie: Brugg, Brüge, Innsbruck, Saarbrücken; Frankfurt, Erfurt, Fürth, Oxford (Ochsenfurt)...

Sucht diese Orte auf Karten der Schweiz, von Deutschland und Grossbritannien. Weshalb heissen sie so? Wie mögen sie entstanden sein? Wer weiss noch mehr solcher Ortsnamen?

7. Beim Eintritt ins Kloster mussten die Mönche ein Gelübde ablegen. Kannst du in drei Stichworten die wichtigsten Versprechen aufschreiben?

8. Wer war der erste Vogt des Klosters Rüeggisberg? *Vogt* ist hergeleitet vom lateinischen Wort *vocatus* = der (zum Schutze) Herbeigerufene. Welches war die wichtigste Tätigkeit, die der Vogt für die Gotteshausleute und die übrigen Bewohner der Vogtei ausübte?

Ausser Klostervögten gab es auch Landvögte, Stadtvögte, Fronvögte; waren sie immer treu besorgte Beschützer und Schirmherren? (*Schirm* ist ein altdeutsches Wort, ursprünglich *scerm*, das soviel wie *Schild* bedeutet.)

9. Was mögen die jungen Mönche, die nach Rüeggisberg zum Prior Cono zogen, aus dem Mutterkloster Cluny mitgenommen haben? Stellt eine Liste zusammen!

Für die Landwirtschaft und die Gartenarbeit:...

Zum Lesen und für die Schreibarbeiten:...

Zur Vollendung der Bauarbeiten:...

Zum Schnitzen und Flicken der Mönchsbekleidung:...

Für das Kochen und den Küchendienst:...

Für den Gottesdienst und die Kirche waren mitzunehmen:

1 Glocke zum Läuten

1 grosses hölzernes Kruzifix für den Altar

1 Monstranz: Gehäuse zum Aufbewahren und Zeigen des heiligen Brotes, Weinkanne und Kelch, Dose und Teller für das Abendmahl, Weihrauchfass und Wedel zum Räuchern

1 Weihwasserkessel

Heiliges Öl für die Sterbenden

einen kleinen Schrein (Kästchen) zur Aufnahme einer Reliquie (heiliges Andenken)

1 silbernes Kreuz als Abzeichen für den Prior

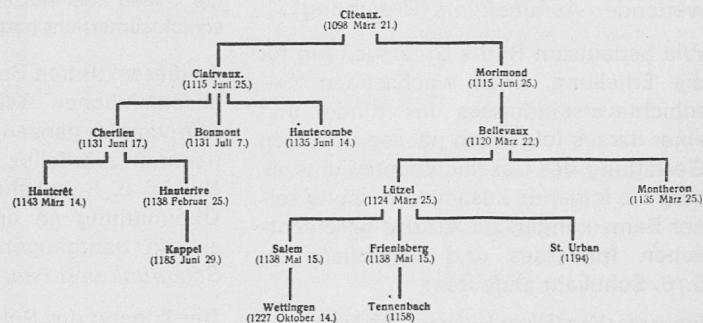
Was mussten sie unbedingt mitbringen? Was konnten sie vielleicht in Rüeggisberg oder seiner Umgebung erwerben?

10. Woher erhielt das Kloster Rüeggisberg Bodenzinse? Legt euch ein Kärtchen an! Tragt auch Orte ein, von denen das Kloster Zehnten an Heu, Korn und Haustieren erhielt. Wenn ihr die gefundenen Orte durch gerade Linien mit dem Kloster verbindet, so erhaltet ihr eine «Besitzspinne» (mit vielen ungleich langen Beinen).

Das Kärtchen zeigt nur eine kleine Auswahl von Beispielen. Auch die Höfe der Gemeinde Röthenbach und andere Güter hatten dem Priorat Rüeggisberg Abgaben zu entrichten.

11. Im Jahr 1144 erhielt Cluny und damit das Priorat Rüeggisberg vom Papst (Zölestin II.?) einen Privilegienbrief: Nur der Papst darf cluniazensische Mönche aus der Kirche ausschliessen (exkommunizieren)... Stell diese Urkunde (den Privilegienbrief) mit Band und Siegelkapsel her! Versuche, den Text so schön zu schreiben, wie es die Schreiber des Papstes taten.

12. Das Mutterkloster von Rüeggisberg war Cluny, jenes von Frienisberg Citeaux (beide in Frankreich). Wie weit und wie rasch sich die Cistercienserklöster im Gebiet der heutigen Schweiz ausbreiteten, zeigt der Stammbaum der schweizerischen Cistercienser-Abteien:



Drei Abteien wurden genau 40 Jahre nach dem Mutterkloster Citeaux gegründet. Welche? – Verwandle den Stammbaum in eine Liste, auf der zuoberst steht: 1098 Citeaux, zuunterst: 1227 Wettingen.

Heute besteht von diesen Abteien noch eine einzige: Hauterive (am Ufer der Saane in der Nähe der Stadt Freiburg), geschlossen 1848, neugegründet im Jahr 1939. Von den über 20 Cistercienserinnen-Klöstern haben sich acht erhalten; sie befinden sich in den Kantonen Zug, St. Gallen, Luzern und Freiburg.

Zur Didaktik des Geschichtsunterrichts im 5./6. Schuljahr

Einige Zitate aus: Hans Ebeling, Zur Didaktik und Methodik eines kind-, sach- und zeitgemässen Geschichtsunterrichts. Hannover, 3. Auflage 1968. (E) – Waltraut Küppers, Zur Psychologie des Geschichtsunterrichts. Bern, 2. Auflage 1966. (K)

Was verstehen Kinder unter «Geschichte»?

1955 erschien *Kind und Geschichte* von Heinrich Roth (München).

Wichtigstes Ergebnis der Untersuchung Heinrich Roths war nicht mehr die negative Feststellung, dass das Kind für das volle differenzierte geschichtliche Verständnis des Erwachsenen noch nicht reif sei, sondern die klare Darlegung, dass das geschichtliche Bewusstsein innerhalb der Allgemeinentwicklung des Kindes und Jugendlichen verschiedene Reifungs- und Entwicklungsphasen durchläuft, die wir als Ansatzpunkte geschichtlichen Bildens nutzen können und sollten. . .

Für das gesamte Volksschulalter ergibt sich die Folgerung, dass von einem bildungsträchtigen Geschichtsunterricht nur dort gesprochen werden kann, wo er den einzelnen Entwicklungsphasen gemäss elementar und ganz konkret (*zumeist in ganzheitlicher, erlebnismässiger Erzählform*) geboten wird.

Der Weg eines dem Kinde gemässen und fruchtbaren Geschichtsunterrichts führt nach Roth von der immer erneuten und konkreten, lebensvollen *Wiedervergegenwärtigung* geschichtlichen Lebens auf allen Stufen zur denkenden und wertenden *Aufarbeitung* (Besinnung).

Wie bedeutsam Roths Untersuchung für die Erhellung eines wachsenden Geschichtsverständnisses im Kinde und einer daraus folgenden phasengerechten Gestaltung des Geschichtsunterrichts ist, mag die folgende Zusammenfassung seiner Bemerkungen zur Art des geschichtlichen Interesses und Verstehens im 5./6. Schuljahr andeuten:

Interesse: Verstärkter Hunger nach Tatsachen, nach realistischem Detail, Sammeltrieb (Richtung in erster Linie erdkundlich und naturkundlich). Freude an Bildern und am realen konkreten Objekt (Museum). Interesse an «grossen» Ereignissen und Personen (die Grösse, weniger die zeitliche Tiefenstaffelung interessiert!), auch an sozialpolitischen Wandlungen und Neuerungen, an technischen Entwicklungsreihen und Fortschrittsfragen. Grosse Streuung der Interessen. Anteilnahme an zeitgeschichtlichen Vorgängen

und Verlangen nach Aufklärung. Allmähliche Verlagerung des geschichtlichen Interesses auf die «Leseebene».

Entwicklung des geschichtlichen Verstehens: Zunehmendes unreflektiertes Verhältnis zu wichtigen Inhalten der Geschichte, «Verstehenwollen». Vorherrschen positiver Bewunderung, kritische Werturteile selten. Aufdämmern einer historischen Verantwortung. Allmähliche Erfahrung, dass die Gegenwart zu ihrer Deutung des Wissens um das Vergangene bedarf. Erste Einreichung in grössere Sinnzusammenhänge.

W. Küppers legte ihre Untersuchungen – unabhängig von H. Roth – noch breiter und systematischer als dieser an. Ausser einer allgemeinen «Felderforschung» (Unterrichtsstunden mit festgelegten Themen und Gesichtspunkten in Klassen aller Schulartern) wurden etwa 1400 Schüleraufsätze und fast 1300 Fragebögen mit rund 4000 Antworten ausgewertet. Ansatz, Ablauf und Auswertung der Untersuchung werden in dem Buche in allen Einzelheiten dargelegt.

W. Küppers stellte unter anderem folgendes fest:

Der Gegenstand des historischen Interesses der Schüler deckte sich nicht mit dem Unterrichtsgegenstand des Schulfaches Geschichte; es war «nur in seltenen Fällen eine Beziehung zwischen Unterrichtsstoff und geäußertem Schülerwunsch aufzuweisen».

Auch das nachweisliche geschichtliche Wissen der Kinder deckte sich nicht mit dem Unterrichtsstoff.

Die ausserschulische Information (Familie, Zeitung, Buch, Rundfunk, Film, Fernsehen) ist überraschend hoch; nahezu gleichmässig wächst das geschichtliche Wissen vom 6. bis zum 12. Schuljahr an – sogar bei Schülern, die keinen oder nur in geringem Masse Geschichtsunterricht hatten. (E, S. 46-50)

Zu diesem dritten Punkt, zur Herkunft des geschichtlichen Wissens, bemerkt W. Küppers: Im ganzen ist die Fülle des genannten zweifellos recht eindrucksvoll. Nur im 6. Schuljahr steht die *häusliche* Übermittlung an erster Stelle; in allen andern Jahrgängen das *Buch*, *Radio*, *Schulfunk* und *Film* folgen. (K, S. 61)

Der Zugang des Schülers zur Geschichte vollzieht sich auf verschiedenen Ebenen. In diesem stufenförmigen Aufbau ist die Einstellung im 5./6. Schuljahr etwa so zu charakterisieren:

Geschichte ist etwas aus der Vergangenheit, und zwar aus der Vergangenheit der eigenen Vorfahren. Die Inhalte dieser Vergangenheit werden erkannt, soweit sie sich auf Sitten, Gebräuche, Lebensform und Gegenstands bereiche beziehen; sie werden nicht erkannt,

soweit sie sich auf staatliche Ordnungen, nationale oder politische Zusammenhänge erstrecken. Technische Entwicklungsreihen werden gut erfasst. (K, S. 41)

Die Stoffe des Geschichtlichen werden einschichtig, eindimensional, flächig, vordergründig verstanden. Dabei haftet das Gedächtnis vor allem an dem, was sich mit lokal Bekanntem verknüpft, oder an persönlich-privaten Zügen, die dem Kind vom familiären Milieu her vertraut sind. Starke Handlungsverläufe werden bevorzugt. In allem tritt das emotionale Beteiligtsein in den Vordergrund. Zeitliche Einordnung erfolgt noch nicht. (K, S. 122)

Darbietung und Arbeitsformen

Noch vor einer Generation kannte der Geschichtslehrer in seinem Unterricht fast nur das Durchsprechen seines Geschichtsstoffes nach dem vorgeschrivenen Geschichtsbuch. Der moderne Lehrer weiss dagegen um *viele Möglichkeiten der Materialdarbietung*. Er vermag viele Register zu ziehen; er kennt neben der alten, überkommenen Art die lebendige, bewusst durchkomponierte Erzählung, die Lektüre einer historischen Dichtung, die Arbeit an der Quelle selbst, den Einsatz unmittelbarer geschichtlicher Zeugnisse, die Anwendung technischer Arbeitsmittel, von Rundfunk, Lichtbild und Film, den Unterrichtsgang, den zeichnerischen, zahlenmässigen, mündlichen und schriftlichen Impuls jeder Art. Er wird sich nicht auf eines von ihnen festlegen; er wird wechseln, den Unterricht durch immer neue Einfälle und Arbeitsformen beleben.

Er wird damit einen sehr dynamischen Unterrichtsstil entwickeln, der um die besonderen Bedingungen jeder einzelnen Form der Darbietung weiss, ihre Vorzüge und Nachteile gegeneinander abwägt und eine saubere Trennung zwischen den einzelnen Arbeitsarten vollzieht.

Mit dem Darbieten, dem «Erleben» ist nicht alles getan. Unerlässlich ist die *Aufarbeitung des Materialangebots*: die intensive Interpretation von Texten, das Gespräch zwischen Lehrer und Klasse und das Gespräch der Schüler untereinander vor diesem Angebot, die Verbindung von Sach- und Spracharbeit, Einzel- und Gruppenarbeit der Schüler, die Erarbeitung von Längs- und Querschnitten, die dramatische Gestaltung, das Zeichnen, Malen und Werken, die Arbeit an der Stecktafel, die Führung von Arbeitsheften und -mappen, die Gestaltung von Vorhaben und last not least die Frage der Sicherung des erworbenen Wissens. (E, S. 228)

einer Klasse überlegt werden. In Frage kämen Cisterzienser in Hauterive (FR), Cisterzienserinnen in der Maigrauge (FR), Kartäuser in Valsainte (FR), eventuell Kapuziner in Luzern, Solothurn. Wer aus den heutigen Resten die einstige Pracht von Rüeggisberg aufzubauen versteht, reise dorthin. Vorher sehe er sich die Abteikirche in Payerne an. Sie ist das Muster für die einstige Klosterkirche in Rüeggisberg.

Über die Klöster gibt es wohl *Quellen*, aber sie enthalten meist äusserliche Dinge: Beschreibung der Stiftung, Kauf, Tausch, Verkauf, Rechtshandel. Menschliches öffnen sie selten. Sogar mit der legendären Überlieferung steht es nicht besser, nicht nur im Hinblick auf die bernischen Klöster! Professor Nigg hat mir darüber geschrieben: «Für die Klosterzeit im Abendland ist die legendäre Überlieferung bedeutend dürftiger als für das orientalische Mönchtum, zumal die Wissenschaft der letzten Jahrzehnte dafür gar keinen Sinn hatte und sie auch nicht pflegte. Meistens sind nur die Gründergestalten eines Ordens mit Legenden ausgeschmückt und nicht einmal alle.»

Zur Zeit der ersten Glaubensboten, zur Zeit der Klostergründungen galten die Legenden als geschichtliche Tatsachen. Aus diesem Grunde stehen einige auch in dieser Arbeit. Das Wort gilt nach wie vor: «In Märchen und Gedichten erkennt man die wahren Weltgeschichten».

Walter Schütz

*Die Ewigkeit
mit einem Leben unter-
brechen.*

*Die gemeinsame Zeit
nicht im Stich lassen.*

*Damit etwas entsteht,
das es gegeben hat.*

Aus: *Gesammelte Gedichte von Walter Helmut Fritz (*1929)*. Hamburg 1979.

Liste der lieferbaren Hefte der «Schulpraxis» (Auswahl)

Nr.	Monat	Jahr	Preis	Titel
1	Januar	72	1.50	Von der menschlichen Angst und ihrer Bekämpfung durch Drogen
2	Februar	72	1.50	Audiovisueller Fremdsprachenunterricht
3	März	72	2.—	Die Landschulwoche in Littewil
4/5	April/Mai	72	3.—	Das Projekt in der Schule
6/7	Juni/Juli	72	4.—	Grundbegriffe der Elementarphysik
8/9	Aug./Sept.	72	3.—	Seelenwurzgrat – Mittelalterliche Legenden
10/11/12	Okt.–Dez.	72	4.—	Vom Fach Singen zum Fach Musik
1	Januar	73	3.—	Deutschunterricht
2/3	Febr./März	73	3.—	Bücher für die Fachbibliothek des Lehrers
4/5	April/Mai	73	3.—	Neue Mathematik auf der Unterstufe
6	Juni	73	2.—	Freiwilliger Schulsport
9/10	Sept./Okt.	73	3.—	Hilfen zum Lesen handschriftlicher Quellen
11/12	Nov./Dez.	73	3.—	Weihnachten 1973 – Weihnachtsspiele
1	Januar	74	2.—	Gedanken zur Schulreform
2	Februar	74	1.50	Sprachschulung an Sachthemen
3/4	März/April	74	3.—	Pflanzen-Erzählungen
5	Mai	74	2.—	Zum Lesebuch 4, Staatl. Lehrmittelverlag Bern
6	Juni	74	1.50	Aufgaben zur elementaren Mathematik
7/8	Juli/Aug.	74	3.—	Projektberichte
9/10	Sept./Okt.	74	2.—	Religionsunterricht als Lebenshilfe
11/12	Nov./Dez.	74	3.—	Geschichte der Vulgata – Deutsche Bibelübersetzung bis 1545
1/2	Jan./Febr.	75	3.—	Zur Planung von Lernen und Lehren
3/4	März/April	75	3.—	Lehrerbildungsreform
5/6	Mai/Juni	75	3.—	Geographie in Abschlussklassen
7/8	Juli/Aug.	75	3.—	Oberaargau und Fraubrunnenamt
9	September	75	1.50	Das Emmental
10	Oktober	75	3.—	Erziehung zum Sprechen und zum Gespräch
11/12	Nov./Dez.	75	3.—	Lehrerbildungsreform auf seminaristischem Wege
15/16	April	75	4.—	Schulreisen
5	Januar	76	3.—	Gewaltlose Revolution, Danilo Dolci
13/14	März	76	3.—	Leichtathletik
18	April	76	3.—	Französischunterricht in der Primarschule
22	Mai	76	3.—	KLunGinn – Spiele mit Worten
26	Juni	76	3.—	Werke burgundischer Hofkultur
35	August	76	3.—	Projektbezogene Übungen
44	Oktober	76	3.—	Umweltschutz
48	November	76	3.—	Schultheater
4	Januar	77	3.—	Probleme der Entwicklungsländer (Rwanda)
13/14	März	77	3.—	Unterrichtsmedien
18	Mai	77	3.—	Korball in der Schule
21	Mai	77	3.—	Beiträge zum Zoologieunterricht
26–31	Juni	77	3.—	Kleinklassen/Beiträge zum Französischunterricht
34	August	77	3.—	B. U. C. H.
39	September	77	3.—	Zum Leseheft «Bä»
47	November	77	3.—	Pestalozzi, Leseheft für Schüler
4	Januar	78	3.—	Jugendlektüre
8	Februar	78	3.—	Beiträge zur Reform der Lehrerbildung im Kt. Bern
17	April	78	3.—	Religionsunterricht heute
25	Juni	78	3.—	Didaktische Analyse
35	August	78	3.—	Zum Thema Tier im Unterricht
39	September	78	3.—	Australien
			2.—	Arbeitsblätter Australien (8 Blatt A4)
43	Oktober	78	3.—	Geschichte Berns 1750–1850, Museumspädagogik
			2.50	Arbeitsblätter (9 Blatt A4)
4	Januar	79	3.—	Lehrer- und Schülerverhalten im Unterricht
8	Februar	79	3.—	Die Klassenzzeichnung
17	April	79	3.—	Didaktik des Kinder- und Jugendbuchs
25	Juni	79	3.—	Alte Kinderspiele
35	August	79	3.—	Umgang mit Behinderten
43	Oktober	79	3.—	Theater in der Schule
5	Januar	80	3.—	Die ersten Glaubensboten / Bernische Klöster 1

Die Preise sind netto, zuzüglich Porto (keine Ansichtssendungen)

Mengenrabatte: 4–10 Expl. einer Nummer: 20%, ab 11 Expl. einer Nummer: 25%

Bestellungen an:

Keine Ansichtssendungen

Eicher+Co., Buch- und Offsetdruck

3011 Bern, Speichergasse 33 – Briefadresse: 3001 Bern, Postfach 1342 – Telefon 031 22 22 56

DAS HABEN WIR NUN DAVON!



Von allen Mühen, die nun so ein Umzug mit sich bringt, bleibt uns nichts weiter als ein Ah oder Oh. Manchmal hört man auch den Satz: «Das war auch bitter nötig». Doch was die einzelnen auch sagen, sie sind sich einig: «Das neue Haus ist nicht nur schön, sondern sehr praktisch.»

So haben unsere Kunden nicht zuletzt auch etwas da-

davon. Die Lieferungen können schneller erledigt werden, weil wir die Lieferwagen im Keller beladen können. Was aus dem Lager kommt, wird rasch in den geräumigen Warenaufzug geschoben und ist schon zur Hand. So können wir in viel grösserem Umfang arbeiten, und auch die Druckerei kann nun endlich die neue Maschine aufstel-

len. Was nun hier alles gedruckt wird, beschäftigt nachher die Buchbinder und dann den Lagerverwalter. Er ist besonders stolz auf die grosse Ordnung in dem grossen Raum.

Jetzt kommen die Schulhefte, Drucksachen und Büro-Artikel noch schneller zu Ihnen. Das haben wir davon. Und wir sind froh.



EHRSAM-MÜLLER AG

Druckt, heftet, liniert

Josefstrasse 206, 8031 Zürich, Telefon 42 67 67